Amalie Struve.

Historische
Zeitbilder.

Von

Amalie Struve.

II.

Heloise Desfleurs.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.

1850.

Heloise Desfleurs.

Von

Amalie Struve.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.

1850.

Erstes Kapitel.

> Wie kommt's, daß Du so traurig bist,
> Da Alles froh erscheint?
>
> Goethe.

Paris war festlich geschmückt. Der Palast des Louvre, in welchem die königliche Familie wohnte, war umdrängt von zahlreichen Gruppen Neugieriger, welche die ab- und zugehenden Fürsten und sonstigen Standespersonen anstaunten. Aus allen Theilen Frankreichs waren Gäste nach der Hauptstadt gekommen, um Zeugen der Vermählung des Königs von Navarra, Heinrich's von Bourbon, mit der Schwester des Königs Karl's IX. zu sein. Das Volk, welches der Religionskriege müde war, hoffte, daß durch den Bund des protestantischen Bourbon mit der katholischen Königstochter und Königsschwester der Friedensbund zwischen beiden Religionsparteien dauernd besiegelt werden würde. Die Blüte des hugenottischen Adels hatte sich nicht minder zahlreich als der katholische eingefunden.

Zwar hegten einzelne tieferblickende Hugenotten wenig Vertrauen zu Karl IX., seiner Mutter Katharina von Medicis und ihren Rathgebern, den Marschällen Gondy-Rets, Cossé, Anville und Tavannes, dem Siegelbewahrer Biragua und insbesondere den beiden Herzogen von Guise, dem Cardinal und seinem Bruder Franz. Allein der König von Navarra und der Admiral Coligny, welche an der Spitze der hugenottischen Partei standen, waren fest überzeugt, daß der französische Hof eine redliche Aussöhnung mit ihnen beabsichtige. Hugenotten und Katholiken hatten daher Alles gethan, was in ihren Kräften stand, die Feierlichkeiten der Hochzeit des fürstlichen Paares zu erhöhen.

Am Sonntage, den 18. August 1572, war die Vermählung mit großem Prunke begangen worden. Seit jenem Tage hatten sich die Feste gedrängt. Theatralische Aufführungen, Maskenbälle, prachtvolle, durch die Straßen der Stadt gehaltene Umzüge hatten die zahlreichen Gäste beschäftigt und unterhalten. Auf den unbefangenen Beobachter mochte es einen trüben Eindruck machen, daß die Hugenotten nicht die Feierkleider der Freude, sondern die ernstere Tracht der Trauer angelegt hatten. Die Mutter des Königs von Navarra war nämlich vor kurzem gestorben. Man

murmelte sich in die Ohren, ihr Tod sei herbeigeführt worden durch ein Paar vergifteter Handschuhe, welche sie von Katharina von Medicis als Geschenk erhalten und angezogen habe. Doch das vergnügungslustige Volk der Pariser und die in einem fortwährenden Taumel erhaltenen Gäste des Königs hatten keine Zeit und keine Neigung, den dünnen Schleier zu lüften, hinter welchem sich die Pläne der Fürsten versteckten.

Unter Festlichkeiten aller Art war Donnerstag der 22. August herangekommen. Noch immer langten neue Gäste aus den Provinzen in Paris an. Wie der Adel seine tapfersten Söhne, so hatte er auch seine schönsten Töchter nach Paris gesendet. Unter den vielen Schönen, welche die gaffende Menge an den Pforten des Louvre anstaunte, war eine Jungfrau, welche an der Seite ihrer Mutter am Tage des 22. August 1572 den königlichen Palast betrat. Sie schien nicht glücklich zu sein. Eine tiefe Wehmuth lag auf ihrem Angesichte, als sie durch die Reihen der versammelten Neugierigen schritt, und alle Höflichkeiten, welche ihr von den Bewunderern weiblicher Schönheit erwiesen wurden, gingen unbeachtet an ihr vorüber und wurden nur von ihrer Mutter mit freundlichen Blicken und Verneigungen erwiedert. Nachdem die beiden Frauen dem dienstthuenden Edelmanne ihre Namen genannt, wurden sie

in ein kostbar ausgestattetes Zimmer geleitet, bis die Königin Mutter Zeit gefunden haben würde, sich mit ihnen zu beschäftigen. Tiefe Seufzer hoben sich aus der Brust der Jungfrau. Heloise Desfleurs war ihr Name. Sie hatte vor mehrern Jahren ihren Vater verloren, welcher in den Reihen der Hugenotten kämpfend gefallen war. Ihre Mutter, welche erst sechsunddreißig Jahre zählte, hatte auf die Freuden dieses Lebens noch nicht Verzicht geleistet. Heloise war ihr eine Bürde, welche sie sobald als möglich abzuschütteln wünschte. Die Tochter hatte mit ihrer Mutter nur Eins gemein: ausgezeichnete körperliche Schönheit. Doch auch diese hatte bei Beiden einen wesentlich verschiedenen Ausdruck. Lebenslust und Gefallsucht sprachen sich in den Blicken und in allen Bewegungen der Mutter aus, tiefer Ernst und wehmüthige Trauer spiegelten sich in den Zügen der Tochter. Die Mutter dachte nur an die Freuden dieses Lebens und glaubte, die Seligkeit in einem andern Leben durch genaue Beobachtung der Ceremonien der katholischen Kirche erringen zu können. Heloise war nicht blos der äußern Form nach, sondern auch mit der vollen Kraft ihrer Ueberzeugung Protestantin. Sie liebte ihren Vater als ihren Lehrer und Freund und verehrte ihn als einen Märtyrer, welcher für die heilige Sache ihres

Glaubens gefallen war. Der Tod des Ritters Victor Desfleurs hatte auf die Mutter ganz anders gewirkt, als auf die Tochter. Nachdem die herkömmliche Trauerzeit vergangen war, sah sich die Mutter nach einem andern Manne um, welcher die Stelle ihres verstorbenen Gatten einnehmen könne. So lange Victor Desfleurs gelebt, hatte der katholische Beichtvater seiner Gattin es nicht gewagt zu strenge gegen diese aufzutreten, weil er wohl wußte, daß der Ritter in derartigen Angelegenheiten nicht viele Umstände zu machen pflegte. Allein nach seinem Tode setzte der Beichtvater der Wittwe auf's Eindringlichste zu. Er verlangte von ihr, die Töchter (denn Heloise hatte noch eine Schwester) sollten in der katholischen Kirche erzogen werden, und hielt strenge darauf, daß die Mutter regelmäßig die Messe besuchte und zur Beichte ging. Frau Desfleurs, welche in religiösen Dingen keine Selbstständigkeit besaß, vermochte es nicht, ihrem Beichtvater zu widerstreben. Sie versprach ihm, die Töchter in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen, beichtete ihm regelmäßig, was sie gethan habe, um diesen Zweck zu erreichen, und erhielt von ihm ihre Anweisungen, welche sie pünktlich erfüllte. Heloise und ihre Schwester, welche bereits fünfzehn und sechzehn Jahre alt waren, als ihr Vater starb,

und durch den Tod desselben gegen dessen Mörder und den Glauben, unter dessen Banner sich die Feinde aller religiösen Freiheit vereinigt hatten, auf's Aeußerste erbittert worden waren, weigerten sich, dem Willen ihrer Mutter Folge zu leisten, als diese von ihnen verlangte, nach den Gebräuchen der katholischen Kirche zu Beichte und Abendmahl zu gehen. Mannichfaltige Kämpfe hatten deshalb zwischen Mutter und Töchtern stattgefunden. Um das arme Kind in seinen religiösen Begriffen zu verwirren, hatte der Beichtvater der Wittwe Desfleurs Heloisen einst einen Besuch gemacht, hatte mit ihr gesprochen und die Worte kindlicher Einfalt des Mädchens eine Beichte genannt. Einmal war es der Mutter gelungen ihre Tochter zu bestimmen, sie in die Messe zu begleiten. Seit dieser Zeit wurde Heloise von ihrer Mutter behandelt, gleich als wäre sie katholisch. Der Pfarrer hatte sie in die Listen seiner Gemeinde eingetragen, sie wiederholt mit Kirchenstrafen bedroht und auf diese Weise die Jungfrau auf's Aeußerste geängstigt. Um diese Zeit brachte Frau Desfleurs ihre beiden Töchter in ein Kloster in der Nähe von Paris, um ihnen dort die katholische Religion und den Klosterschleier aufzudrängen. Hier sah Karl IX., König von Frankreich, einmal Heloisen, als sie auf einem Grabe, welches sie für dasjenige

ihres Vaters hielt, im Gebete versunken, auf den Knieen lag. Er sah sie, wurde von der Schönheit des Mädchens bezaubert und sprach von ihr mit seiner Mutter, welche sich Mühe gab, die unbekannte Schöne auszukundschaften, um sie ihrem Sohne zuführen zu können. Heloise wurde von ihrer Mutter in das Louvre geführt, unter dem Vorwande eines daselbst zu machenden gewöhnlichen Besuchs. Erst jetzt, nachdem sie in das Vorzimmer der Königin Katharina eingetreten war, theilte ihr die Mutter mit, daß sie bestimmt sei, unter die Ehrenfräulein der Königin eingereiht zu werden. Vergebens beschwor Heloise ihre Mutter, sie nicht der verhaßten Feindin ihres Glaubens aufzuopfern; vergebens erklärte sie, daß sie lieber sterben, als der blutigen Katharina dienen wolle. Frau Desfleurs hatte ihre Weisungen von ihrem Beichtvater erhalten und war deshalb taub gegen alle Einwendungen ihrer Tochter. Heloise war jetzt siebenzehn Jahre alt. Sie hatte keine Ahnung von der Verderbtheit des französischen Hofes. Sie sah jedoch in demselben den blutigen Feind ihres Glaubens, und aus diesem Grunde verabscheute sie ihn. Sie wußte, daß Katharina eine der bittersten Verfolgerinnen der Hugenotten sei, und deshalb hielt sie es mit ihrem Gewissen unvereinbar, sich ihren Befehlen zu unterwerfen.

Während Heloise noch im eifrigsten Gespräche mit ihrer Mutter begriffen war, trat Katharina mit ihrem ganzen Hofstaate in das Zimmer ein. Frau Desfleurs ging ihr entgegen und ließ sich vor ihr, nach der damaligen Hofsitte, auf ein Knie nieder. Heloise blieb wie angemauert auf der Stelle, wo sie beim Eintreten der Königin gestanden war. Katharina empfing Frau Desfleurs auf's Freundlichste, warf jedoch einen strengen Blick auf Heloise, gleich als wollte sie ihr zu erkennen geben, daß sie Herrin des Louvre und Frankreichs sei. Nachdem Frau Desfleurs sich wieder erhoben hatte, stellte sie der Königin ihre Tochter vor und fügte hinzu: „Indem ich Eurer Majestät meine Tochter übergebe, trete ich an Höchstdieselben alle meine mütterlichen Rechte ab, wohl wissend, daß Sie, Königliche Frau, besser als ich selbst, im Stande sind, für sie Sorge zu tragen.“ Dann fuhr sie, zu Heloisen gewandt, fort: „Von Dir aber, meine Tochter, erwarte ich, daß Du Deiner Königin als Unterthanin gehorchen, als Deiner Herrin dienen und als einer Mutter Verehrung widmen werdest.“ Die Königin ließ Heloisen nicht Zeit, zu antworten. „Wir sind,“ bemerkte sie gegen Frau Desfleurs und Heloise, „im Begriffe, zur nahen Kirche St. Germain l'Auxerrois zu gehen, um dort die Messe zu hören. Begleiten

Sie uns, meine Damen. Wenn wir aus der Kirche zurückgekehrt sind, werden wir weiter miteinander sprechen." Ein bedeutungsvoller Blick der Königin deutete Heloisen an, daß sie keinen Widerspruch dulde. Ein zweiter Blick ihrer Mutter sagte ihr das Gleiche. Doch Heloise wandte sich nicht von ihrer Stelle. Die Königin mit ihrem Hofstaate und unter diesem auch Frau Desfleurs verließen das Zimmer. Einsam und betrübt blieb Heloise zurück.

Zweites Kapitel.

Schützende Engel umgeben uns stets,
Wir seh'n sie in großen Gefahren.

Während Heloise darüber nachdachte, was sie thun sollte, nachdem sie von ihrer Mutter an Katharina von Medicis übergeben worden war, trat ein junger Mann in das Zimmer ein. Er hielt Heloise für eines der Ehrenfräulein Katharinens, und da er diese mit ihrem gesammten Hofstaate soeben hatte in die Kirche gehen sehen, wandte er sich an die Jungfrau mit den Worten: „Ohne Zweifel gehören Sie zu dem Hofstaate der Königin Katharina? wenn Sie sich beeilen, so können Sie dieselbe noch einholen, bevor sie das Louvre verläßt."

Heloise erwiederte: „Ich bin Protestantin. Auf diesem Gange kann ich die Königin nicht begleiten."

„Sie sind Protestantin?" erwiederte der junge Mann, „und leben hier am Hofe der verfolgungs-

süchtigen Katharina? Sie wird Ihnen Ihren besseren Glauben nicht lange gestatten."

„So sind Sie," versetzte Heloise, „ein Glaubensgenosse?"

„Ich bin Johann von Ferrieres, Vicedom von Chartres," entgegnete der junge Mann. „Ich bin, gleich Ihnen, Protestant. Als solcher rathe ich Ihnen, den verpesteten Hof der Königin sobald als möglich zu verlassen. Nicht blos Ihr Glaube, mehr als dieser ist hier an dem sittenlosen Hofe der Katharina und ihrer Söhne gefährdet."

Die Theilnahme, welche Ferrieres Heloisen bezeugte und die achtungsvolle Haltung, welche er ihr gegenüber einnahm, flößten dem armen Kinde Vertrauen zu ihm ein. Er hatte sich ihr als Glaubensgenosse zu erkennen gegeben und trat ihr daher auch aus diesem Grunde sogleich näher. Heloise erzählte ihm mit wenigen Worten ihr Schicksal. Kaum hatte sie jedoch ihre Erzählung vollendet, als die Königin mit ihrer Begleitung aus der nahen Kirche schon wieder zurückkehrte. Katharina sprach einige höfliche Worte mit Ferrieres und entließ darauf sämmtliche Anwesende, unter diesen Ferrieres mit berechnet kalter Höflichkeit und Frau Desfleurs mit den Zeichen höchster Huld. Von Allen hatte nur ein Wesen sich lebendig hinweg-

gesehnt, Heloise Desfleurs. Sie mußte bleiben. Ihre Mutter nahm Abschied von ihr, indem sie sie öffentlich umarmte und heimlich ihr in das Ohr flüsterte: „Du betrittst nicht wieder meine Schwelle.“

Katharina hatte es verstanden, wie früher zur Zeit des Lebens ihres Gemahls, so auch nach dessen Tode, sich ihren Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu sichern. Während sie ihre Söhne in einen Strudel von Vergnügungen stürzte, deren Fäden sie stets in ihren Händen hielt, bemächtigte sie sich der Leitung der Regierungsgeschäfte, zu welchen ihren Söhnen weder Lust noch Geschick übrig blieb. Frühzeitig hatte sie die Erziehung ihrer Söhne in Gemäßheit ihrer herrschsüchtigen Pläne geleitet. Sie hatte dieselben absichtlich in die Netze der Wollust verstrickt, um ihre körperliche und geistige Kraft zu brechen und sie sich unterwürfig zu machen. Sie selbst lieferte ihren Söhnen die Mittel zu ihren verbotenen Freuden. Sie selbst leitete diese mit unsichtbaren Händen und machte auf diese Weise ihren Einfluß wie im Cabinete und im Thronzimmer, so auch im Banketsaale und im Schlafzimmer ihrer königlichen Söhne geltend. Namentlich leitete sie ihren Sohn Karl IX., welcher dazumal auf dem französischen Throne saß, fast unbeschränkt, und unter den vielen Werkzeugen, deren sie sich zu diesem

Behufe bediente, spielten ihre Ehrenfräulein nicht die unbedeutendste Rolle. Ehrenfräulein wurden genannt jene unglücklichen Wesen, welche ihre Ehre im Dienste einer lasterhaften und herrschsüchtigen Fürstin Preis gaben, wie es überhaupt damals für eine Ehre galt, im Dienste der Fürsten jeder Tugend und jeder Selbstständigkeit Hohn sprechen zu lassen.

Unter diese Ehrenfräulein sollte die siebzehnjährige Heloise Desfleurs eingereiht werden. Für Katharina waren dieselben überhaupt von hoher Wichtigkeit, weil sie nicht blos den Glanz ihres Hofstaates erhöhten, sondern ihr auch die Mittel boten, auf den König, die königlichen Prinzen und manche andere einflußreiche Männer zu wirken. Deshalb ließ sie es sich nicht die Mühe verdrießen, selbst deren Erziehung zu leiten. Unbedingte Unterwürfigkeit unter ihren Willen war diejenige Eigenschaft, welche sie bei ihren Ehrenfräulein am höchsten schätzte. Diese hervorzurufen und zu entwickeln war eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen.

Sobald Heloise Desfleurs mit Katharinen allein geblieben war, führte die Königin ihr Opfer in ihr Cabinet und setzte ihr selbst die Pflichten auseinander, welche ihr nunmehr ihrer Herrin und Königin gegenüber oblägen. Als erstes Gebot schärfte sie ihr unbedingte Unterwürfigkeit ein. Als äußeres Zeichen der-

selben verlangte sie, daß ihre Ehrenfräulein ihr täglich Morgens und Abends knieend die Hand küßten. Zum erstenmale sollte jetzt auch Heloise vor ihr das Knie beugen. Doch dagegen sträubte sich ihre freie Seele. So lange Katharina nur gesprochen, hatte ihr Heloise ruhig zugehört. Als sie aber von ihr in der That Unterwürfigkeit verlangte, trat sie ihr offen entgegen. Sie weigerte sich diese herabwürdigende Huldigung einer verhaßten und verabscheuten Herrin zu bezeugen und bat unter Thränen, von einem Hofe entlassen zu werden, an dessen Sitten sie sich niemals würde gewöhnen können.

Jetzt erst erfuhr Heloise aber auch, wie weit schwieriger es sei aus der Grube der Löwen heraus-, als in dieselbe hineinzukommen. Katharina bemerkte ihr kurz, sie habe keine andere Wahl, als entweder zu gehorchen und dann in Ueberfluß und Glanz zu leben, oder als Strafe ihres Ungehorsams in dumpfen Klostermauern ihr Leben auszuhauchen. Nachdem die Königin diese Worte im wildesten Zorne gesprochen, übergab sie Heloisen der Oberaufseherin über die Ehrenfräulein. Diese führte sie zuerst in ein reich ausgestattetes Zimmer, in welchem die glänzendsten Kleidungsstücke ausgebreitet lagen, und dann in ein finsteres Gewölbe des Louvre, in welches kein Strahl

des Tageslichtes drang, worin ein furchtbarer Leichengeruch herrschte und in dessen Vorzimmer sich alle Arten von Marterwerkzeugen fanden.

Nachdem Heloise aus dem finstern Gewölbe wieder in die obern Stockwerke des Louvre zurückgeführt worden war, wurde sie von der Gräfin Seurdis (so hieß die Oberaufseherin der Ehrenfräulein der Königin) durch Worte bearbeitet. Was die Königin Katharina nur kurz angedeutet hatte, führte die Gräfin weiter aus. „Dieses Alles, was hier an Kleidungsstücken ausgebreitet liegt,“ so begann sie zu Heloisen, „gehört Ihnen, so lange Sie die Gunst der Königin besitzen. Mit der Huld der Königin verlieren Sie aber zu gleicher Zeit nicht blos Hab und Gut, sondern auch Ihre Freiheit und den Umständen nach Ihr Leben. Gehorsam ist die erste Pflicht jedes treuen Unterthanen. Nur durch blinde Unterwerfung unter ihren Herrscherwillen können Sie sich der Gunst unserer Königin und Herrin versichern. Jeder Ungehorsam, die geringste Widerspenstigkeit wird mit den strengsten Strafen gebüßt. Sie haben das Gefängniß gesehen und die Instrumente, welche dazu dienen einen eigensinnigen Charakter zu brechen. Mehr als ein eigenwilliges Kind hat schon seine wohlverdienten Strafen erhalten. Die Ehrenfräulein der Königin, welche alle den Ehr-

geiz besitzen, sich in der Gunst der Königin, des Königs und der königlichen Prinzen emporzuschwingen, und welche daher in jeder neu ankommenden Dame eine gefährliche Nebenbuhlerin erkennen, sind nur zu sehr bereit, die von der Königin verhängten Strafen auf das Schärfste zu vollziehen. Die Widerspenstigkeit, welche Sie heute zweimal der Königin entgegengesetzt haben, kann nicht ungerügt bleiben. Sie haben sich geweigert, der Königin in die Messe zu folgen, und haben ihr die gebührende Huldigung in frevelhafter Weise versagt. Ich rathe Ihnen, diese Fehler auf das Schleunigste gut zu machen, widrigenfalls Sie ohne Zweifel heute noch den Zorn der Königin empfinden werden."

Heloise erwiederte: „Ich bin meiner Mutter in das Louvre gefolgt, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ich in die Dienste der Königin Katharina treten sollte. Ich bin Protestantin und kann als solche die Messe nicht besuchen, ohne meinem Glauben untreu zu werden. Meine Mutter hat kein Recht, über mich wie über eine Sklavin zu verfügen. Ich verlange weder die Gunst, noch die Ungunst der Königin zu erwerben. Ich verlange nur Eines, von hier entlassen zu werden."

Gräfin Seurdis: „Sie sprechen wie ein Kind,

welches den Hof nicht kennt. Von hier werden Sie nicht entlassen; denn der König hat huldreichst seine Gunst Ihnen unverdientermaßen zugewandt. Hüten Sie sich wohl, zu dem Zorne der Königin Mutter auch noch denjenigen ihres Sohnes, des Königs Karl, auf sich zu ziehen. Ohnedies haben Sie diesen schon rege gemacht. Denn als Seine Majestät Sie zum erstenmale sah, hatten Sie die Frechheit, sich seinen Blicken durch die Flucht zu entziehen."

Heloise: „Ich erinnere mich nicht, den König jemals gesehen zu haben."

Gräfin Seurdis: „Das mag sein, allein der König hat Sie gesehen."

Jetzt erinnerte sich Heloise, daß, als sie an dem Tage, an welchem sie mit ihrer Schwester in das Kloster gebracht wurde, an dem Grabe, das ihr als dasjenige ihres Vaters bezeichnet wurde, bittere Thränen vergossen, sie durch das Geräusch einiger vorübergehender Männer von Stande gestört worden war, daß sie sich rasch entfernte, jedoch von ihren unzüchtigen Blicken und Reden noch längere Zeit verfolgt wurde und sich nur mit der größten Anstrengung denselben zu entziehen vermochte. Der Gedanke, daß Einer dieser Männer der König gewesen sei, brachte sie in die größte Verwirrung, um so mehr als sie sich jetzt

hülflos in seiner Macht wußte. Die Gräfin Seurdis ließ jedoch Heloisen nicht Zeit, über ihre Lage nachzudenken. Sie fuhr fort: „Folgen Sie mir! Die Königin hat mir befohlen, Sie ihrem Hofstaate vorzustellen, welcher jetzt gerade versammelt ist.“ Wie ein Opferlamm folgte die Jungfrau der Gräfin Seurdis nach. Durch lange Gänge und mehrere Treppen hinauf und hinab gelangte Heloise an der Seite der Gräfin Seurdis in ein Gemach, in welchem sich mehrere Damen im Gespräche befanden. Gräfin Seurdis stellte Heloise Desfleurs denselben vor mit dem Bemerken, daß die Königin geruht habe, sie als Ehrenfräulein in ihren Dienst zu nehmen. Es fiel Heloisen auf, daß alle diese Damen Rosenkränze und Gebetbücher in den Händen trugen. Doch bevor sie sich noch von ihrem Erstaunen hierüber erholen konnte, trat ein Geistlicher ein, vor welchem sich sämmtliche Damen tief verbeugten. Auch diesem wurde Heloise Desfleurs vorgestellt. Als Gräfin Seurdis dieses gethan, nahm sie von dem Tische einen Rosenkranz und ein Gebetbuch für sich und reichte Beides auch Heloisen dar. Diese verweigerte jedoch die Annahme des einen und des andern, worauf sich unter sämmtlichen Anwesenden Zeichen der größten Entrüstung kund thaten. Eine der Damen flüsterte: „Sie verachtet unsere heilige Reli-

gion." Die Andere versetzte: „Sie ist wol gar eine Ketzerin?" Die Dritte rief: „Sie wird Kirchenbuße thun müssen." Alle aber schauten mit einem Grimme auf Heloisen, als wollten sie das arme Kind mit ihren Blicken tödten. Heloise konnte sich eines gewissen Schreckens nicht erwehren. Sie fühlte sich nicht blos einsam und verlassen, sondern auch von fanatischen Feindinnen umgeben, und konnte sich den Grimm dieser Damen nur durch das erklären, was Gräfin Seurdis ihr kurz zuvor mitgetheilt hatte, nämlich daß alle Ehrenfräulein der Königin gegen jede neu ankommende Amtsgenossin Neid und Eifersucht hegten.

In ihrer Bestürzung über die grimmigen Ausfälle der Ehrenfräulein der Königin nahm Heloise ihre Zuflucht zu der Gräfin Seurdis. Diese drückte ihr Gebetbuch und Rosenkranz in die Hand und führte sie durch eine mit einem schwarzen Vorhange verhängte Thür in das anstoßende Gemach. Dieses war zur Kapelle eingerichtet. Eine brennende Lampe hing von der Decke der Wölbung herab. Auf dem Altare stand ein Kreuz, welches durch brennende Lampen gebildet war. Brennende Kerzen standen daneben. Die Fenster der Kapelle waren mit schwarzen Teppichen verhängt. Ergriffen von diesem Anblicke und ermüdet von den Erlebnissen des Tages sank Heloise auf einen Stuhl

nieder, welcher in ihrer Nähe stand. Der Geistliche war den beiden Frauen auf dem Fuße gefolgt. Er setzte sich an die Seite Heloisens, forderte sie auf, niederzuknieen und ihre Sünden zu beichten. Diese Aufforderung machte Heloisen klar, was die Königin mit ihr vorhabe. Zuerst sollte ihr ihre Religion, dann ihre Selbstständigkeit, ihre Ehre und alles Andere entrissen werden, was ihr heilig war. Sie erhob sich mit edler Würde. „Ich bin nicht hierher gekommen," sagte sie, „um einem katholischen Priester zu beichten. Gegen meinen Willen werde ich in diesem Palaste zurückgehalten. Wenn Sie," so fuhr sie, gegen den Geistlichen gewendet, fort, „ein Priester und ein Christ sind, so werden Sie mir beistehen und mir meine Freiheit wieder verschaffen."

„Wohl bin ich ein Priester und ein Christ," versetzte der Geistliche, „ich bin Priester der alleinseligmachenden Kirche und ein römisch-katholischer Christ. Als Priester ist es meine Pflicht, verirrte Schafe zur Heerde zurückzuführen, und als Christ kenne ich den segensreichen Einfluß meiner Kirche." Als Heloise sich auf diese Weise von dem Priester zurückgestoßen sah, wollte sie die Kapelle verlassen. Allein Gräfin Seurdis, um welche sich die übrigen Ehrenfräulein Katharinens schaarten, verwehrte ihr den Ausgang.

Der Geistliche winkte mit der Hand und sagte zu Gräfin Seurdis: „Dieser Vorfall darf unsere Andachtsübungen nicht stören. Die Schuldige ist mit der Kirchenbuße des ersten Grades zu belegen. Sie, Gräfin, und zwei Ihrer Damen, welche Sie bestimmen mögen, vollziehen die Strafe. Ich selbst werde mich dann überzeugen, ob der zweite Grad nothwendig sein wird."

Nachdem der Priester diese Worte gesprochen, gab Gräfin Seurdis zweien Damen einen Wink. Diese faßten Heloisen auf beiden Seiten an den Armen an und führten sie durch mehrere anstoßende Gemächer und viele Stufen hinab in eine finstere Kammer. Die übrigen Ehrenfräulein, welche durch diesen Vorgang in große Aufregung und in die äußerste Entrüstung versetzt worden waren, wurden durch den Geistlichen zur Ordnung verwiesen. Sie traten jetzt in die Kapelle ein, knieten nieder und beteten ihre Rosenkränze. Eine nach der Andern legte sodann ihre Beichte ab, nicht ohne Thränen zu vergießen und Seufzer auszustoßen. Der Beichtvater der Ehrenfräulein der Königin empfing nämlich von seiner Herrin bestimmte Weisungen. Der Priester mußte dasjenige im Beichtstuhle bewirken, was Katharina in ihrem Prunkzimmer nicht durchzusetzen vermochte. Die Religion bot der schlauen Fürstin die Mittel, ihren Willen durchzusetzen

und ihre Rache zu kühlen. Wer von ihren Ehrenfräulein ihrem Willen sich nicht unbedingt fügte, oder wer auch bei unbedingter Fügsamkeit ihre Ungunst auf sich zog, konnte sicher sein, niemals den Beichtstuhl zu verlassen, ohne die bittersten Vorwürfe zu hören oder schmerzliche und demüthigende Bußübungen auferlegt zu erhalten. Am heutigen Tage hatte die Königin, unmittelbar nachdem sie sich in übelster Laune von Heloisen getrennt, den Beichtvater ihrer Ehrenfräulein gesprochen. Die üble Laune der Fürstin theilte sich dem Geistlichen mit, wovon die Folge war, daß die Bußübungen besonders demüthigend und schmerzlich ausfielen und daß nur wenige der Ehrenfräulein von solchen verschont blieben.

Während die jungen Damen vor der Beichte in sehr aufgeregtem und leidenschaftlichem Zustande gewesen, waren sie nach derselben sehr kleinlaut und zum Theil sehr niedergeschlagen. Zuletzt legten Gräfin Seurdis und die Fräulein Bienne und Du Rouet, welche Heloisen abgeführt hatten, ihre Beichte ab. Sie allein wurden mit jeglicher Buße verschont. Dagegen wurden sie angewiesen, die auch den übrigen Ehrenfräulein auferlegten Bußen zu überwachen und zu vollziehen. Mit großer Schadenfreude unterzogen sie sich diesem Auftrage.

Drittes Kapitel.

Wo die Fürsten und die Schranzen
Herrschen, schwelgen, tanzen,
Muß die Unschuld hinter Gittern
Leiden und verwittern.

Der erste Grad der Kirchenbuße bedeutete in dem Munde des Beichtvaters der Ehrenfräulein der Königin Katharina, daß die Verurtheilte in die dazu bestimmte finstere Kammer gebracht, daselbst entkleidet und gegeißelt werden sollte. In ein langes Büßerhemd gehüllt, verblieb sodann die Unglückliche, bis daß der Beichtvater sie entweder frei ließ, oder aber, falls sie in ihrer Widerspenstigkeit verharrte, zum zweiten Grade der Kirchenbuße verurtheilte. Von den drei Vollzieherinnen der Kirchenbuße stand die Dame Du Rouet seit einiger Zeit mit dem Könige in einem Liebesverständnisse. Sie hatte davon gehört, daß König Karl seine Blicke auf Heloise Desfleurs geworfen und daß diese deshalb in den Dienst der

Königin gezogen worden sei. Es war ihr daher die an ihrer gefürchteten Nebenbuhlerin zu vollziehende Kirchenbuße eine erwünschte Gelegenheit, ihren Groll an derselben auszulassen. Sie würde ohne Zweifel den Rücken des armen Mädchens arg zerfleischt haben, wäre nicht Gräfin Seurdis eingeschritten mit der Bemerkung, daß keine Spuren der verhängten Strafe sichtbar bleiben dürften. Heloise sträubte sich vergebens gegen die Entkleidung. Die zornglühende Du Rouet riß ihr die Kleider vom Leibe. Da Heloise die ihr zugedachte Züchtigung nicht willig ertrug, so wurden ihre Arme in Handschellen gelegt und dann die Strafe vollzogen. Als dieses geschehen war, wurde die Jungfrau in ein weites Büßerhemd gehüllt, ein Rosenkranz in ihre Hände gelegt und ihr bemerkt, daß sie das Gefängniß nicht verlassen würde, bevor sie gebeichtet, den Beichtvater und die Königin knieend um Verzeihung gebeten und deutliche Beweise gegeben habe, daß sie im Schooße der alleinseligmachenden Kirche leben und sterben wolle. Ein Krug Wasser und ein Stück Brod wurden ihr zurückgelassen. Darauf verließen sie die drei Ehrenfräulein und verschlossen hinter sich die Thür mit Schloß und Riegel.

In dem finstern Kerker befand sich nur eine wohlvergitterte kleine Oeffnung, welche so hoch oben an-

gebracht war und durch eine so dicke Mauer hindurch ging, daß nur wenig frische Luft, allein kaum so viel Licht eindrang, um in nächster Nähe die Umrisse des Kerkers anschaulich zu machen. In der Mitte desselben ruhte das Gewölbe auf einer dicken Säule, an welcher sich nicht undeutliche Blutspuren zeigten und an welcher Handschellen befestigt waren. An dieser Säule war Heloise in die Handschellen gelegt und gegeißelt worden. Hier war, dieses verriethen die Blutspuren, vor ihr manches Opfer zerfleischt worden. Eine Lagerstätte von Holz bildete das einzige Fahrnißstück des Kerkers. Auf dieser ließ sich Heloise nieder. Sie fühlte sich nicht gedemüthigt durch die schimpfliche Strafe, welche an ihr vollzogen worden war, denn sie hatte die feste Ueberzeugung, keine Strafe verdient zu haben. Der Gedanke, daß ihr keine Wahl gelassen werde, als entweder von ihrem Glauben abzufallen, oder ihr Leben in diesem Kerker zu beendigen, war ihr zwar schrecklich, doch fühlte sie sich im Gedanken an Gott getröstet. Sie hatte das Bedürfniß der Einsamkeit und der Ruhe, und insofern zog sie die Stille des Gefängnisses den lärmenden Prunkzimmern Katharinens vor. In dem unterirdischen Gewölbe glaubte sie sich wenigstens sicher gegen die Nachstellungen des Königs und die Ränke der Königin Katharina. Verstoßen von ihrer Mutter

hatte Heloise kaum eine schwache Hoffnung, daß sie aus ihrer traurigen Lage noch würde errettet werden. Sie gedachte ihres verstorbenen Vaters, ihrer Schwester, über deren Schicksal sie in völliger Ungewißheit war, und weinte bitterlich. Doch trat das Bild des jungen Mannes, welcher sich ihr vor wenigen Stunden mit so inniger Theilnahme genähert hatte, wiederholt vor ihre Seele. Sie war gewiß, von ihm nicht vergessen zu werden. Allein die Frage war, ob es ihm gelingen würde, ihr Gefängniß ausfindig zu machen oder gar sie aus demselben zu befreien. Er hatte sie insbesondere ermuthigt, ihrem Glauben treu zu bleiben, und gewarnt vor den Schlingen des Hoflebens. Der Gedanke that ihr wohl, daß er den Widerstand billigen würde, welchen sie den Zumuthungen der Königin Katharina und ihren Creaturen entgegengesetzt hatte, und daß er mit ihrer jetzigen Lage und der von ihr erlittenen Züchtigung Mitgefühl hegen würde.

Lange hatte Heloise Desfleurs diesen Gedanken nachgehängt, als sie gewahr wurde, daß sie den Rosenkranz noch in der Hand hielt, welchen die Gräfin Seurdis ihr dareingedrückt hatte. Mit Abscheu warf sie dieses Zeichen einer abergläubischen Religion, welche die Gebete nicht nach ihrem innern Werthe wog, sondern nach ihrer Zahl berechnete, von sich. Sie war

bereit, alle Verfolgungen auf sich zu nehmen, welche ein fanatischer Ketzerhaß über sie verhängen mochte. Sie scheute diese weniger, als die Nachstellungen des sittenlosen Königs und seiner Höflinge. Sie suchte und fand Trost in einem innigen Gebete zu Gott. Nachdem sie sich durch dieses gestärkt hatte, legte sie sich auf ihre harte Lagerstätte nieder und versank bald in einen wohlthuenden Schlaf.

In demselben Louvre, dessen Gewölbe die arme Heloise Desfleurs gefangen hielten, herrschte am 22. August 1572 die rauschendste Freude. Die Königin Katharina gab am Abende dieses Tages einen großen Maskenball, an welchem Hugenotten und Katholiken in großer Anzahl Theil nahmen. Unter den vielen geladenen Gästen befand sich auch Johann von Ferrieres, Vicedom von Chartres. Er hatte es entschieden mißbilligt, daß sich der König von Navarra und Coligny und mit ihnen die Blüte des hugenottischen Adels nach Paris begaben. Vergeblich hatte er die Häupter seiner Partei gewarnt, der tückischen Katharina von Medicis, ihrem grausamen Sohne und deren fanatischen Rathgebern nicht blind zu vertrauen. Allein obgleich sein Rath und seine Warnungen unbeachtet blieben, wollte er doch die Gefahren seiner Glaubensgenossen theilen und war daher nach Paris

geeilt. An den frühern Festlichkeiten hatte er keinen Antheil genommen. Den Maskenball des 22. August wollte er dazu benutzen, um seine eigene Partei aus ihrem Schlummer zu erwecken, und die Gegenpartei darauf hinzuweisen, daß sie überwacht werde und verrätherische Pläne nicht unbemerkt gehegt werden könnten. Er wußte nicht, was die Jungfrau litt, welche er heute zum erstenmale gesehen und welche einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Kaum hatte sich der Schleier der Nacht über Paris gesenkt, so glänzten die weiten Räume des Louvre im Scheine von tausend und abertausend farbigen Lampen, welche sich auf der Seite, an welcher die Seine vorbeifließt, in den Wellen des Stromes wiederspiegelten. In der Richtung der Abtei St. Germain l'Auxerrois erhob sich ein großes Transparent mit den verschlungenen Namenszügen des neuvermählten Paares Heinrich und Margarethe, über welchen die französische Königskrone in Brillantfeuer strahlte. Der innere Hof des Louvre war in einen großen Blumengarten umgewandelt, mit duftenden Lauben, dunkeln Hainen, springenden Brunnen und zwitschernden Vögeln. Die Treppen und die Gänge waren mit kostbaren Teppichen belegt und mit Blumengewinden geziert. Die Säle strahlten vom Glanze der Kerzen.

In dichten Massen stand das Volk rings um das Louvre her und betrachtete die Glücklichen, welchen es vergönnt war, in die innern Räume des Palastes einzutreten. Doch auf den Blumengarten des innern Hofes mündete das vergitterte Fenster des Gefängnisses, in welchem Heloise schmachtete. Neben den Prunksälen, in welchen sich die Gäste allmälig sammelten, befanden sich die Cabinete, in welchen die Königin Katharina und ihr Sohn Karl IX. mit ihren Vertrauten Rath pflogen über die Mittel und Wege, ihre hugenottischen Gäste zu ermorden. Die Königin Katharina hatte aus Italien das Maskenvergnügen nach Frankreich übergesiedelt. Sie hatte die Einrichtung getroffen, daß sämmtliche Masken beim Eintritt in den Palast ihr Gesicht zeigen mußten, unter dem Vorwande, daß auf diese Weise das Einschleichen ungeladener Gäste vermieden werden sollte, in der That aber, um in Erfahrung zu bringen, welche Personen unter den verschiedenen Masken verborgen seien. Die Königin selbst und ihre Damen, ihre Höflinge und ihre sonstigen Werkzeuge legten in dem Palaste selbst ihre Maskenanzüge an und waren daher in den Stand gesetzt, ihr Maskengeheimniß zu bewahren.

Johann von Ferrieres hatte jedoch im Louvre eine alte Bekannte, welche früher in dem Hause seiner

Aeltern gelebt hatte und jetzt Kammerfrau bei der Königin Katharina war. Diese bewohnte ein Zimmer im Louvre, von welchem aus man unbemerkt durch eine kleine Pforte das Louvre verlassen konnte. In dieses Zimmer hatte er heimlich verschiedene Maskenanzüge bringen lassen. Durch das große Portal trat er ein unter der Maske eines türkischen Pascha. Unbemerkt legte er jedoch in dem Zimmer seiner alten Freundin diesen Anzug wieder ab und vertauschte ihn gegen denjenigen eines italienischen Leiermannes. Mit seinem Leierkasten unter dem Arme mischte er sich unter die Gruppen seiner hugenottischen Freunde, von denen auch nicht Einer ihn erkannte. Die Töne seines Instrumentes zogen zahlreiche Masken in seine Nähe. Plötzlich schob er den Leierkasten zurück und sprach mit dem Ausdrucke der tiefsten Ueberzeugung die folgenden Verse:

Trägt der Fischer das Verlangen,
Fische mit dem Netz zu fangen,
Läßt er dieses leise nieder,
Hält bewegungslos die Glieder,
Kaum zu athmen waget er.
Kommen dann die Fische her,
In der Freiheit munt'rem Tanze,
Angelockt vom hellen Glanze,
Welchen wirft der Fackelschein,
Zieht geschwind das Netz er ein,

Wirft die Thierchen auf die Erden,
Lächelt über ihr Geberden,
Wenn sie Wasser nicht mehr fühlen,
Und im Staube ängstlich wühlen.
Bis er sie zuletzt ergreift,
Zu der nahen Tonne schleift,
Dorten erst mit ihrem Tod
Endet ihre bange Noth.

Nachdem er diese Worte gesprochen, drehte der Leiermann wieder seinen Kasten. Die Zuhörer blickten sich gegenseitig fragend an. Der Leiermann fuhr zu sprechen fort:

Räuber, welche darauf sinnen,
Wie sie fangen starke Thiere,
Suchen jene zu gewinnen,
Die sie führen: Böcke, Stiere;
Schmeicheln ihnen, streicheln sie,
Reichen Futter gut und fein.
Folgen ihnen willig die,
Zieht der Rudel hinterdrein
Fort und fort bis zu den Höhlen,
Wo in dichten Finsternissen
Sie gewohnt sind, zu verhehlen
Was die Welt nicht möge wissen.
Dorten ist kein Widerstand,
Denn es zittern Stier und Bock.
Und zum Joche wird gespannt,
Was entgeht dem Todesblock.

Während der Leiermann diese Worte sprach, sammelten sich immer größere Gruppen um ihn an, und

gaben sich die Zuhörer immer bedeutungsvollere Winke. Nach einer kurzen Pause fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

Wiss't Ihr, was die Päpste preisen,
Eine Pflicht des Gläub'gen heißen?
O, bedenket Hussens Tod,
Den die Kirche selbst gebot!
An den Handschuh, Freunde, denkt,
War er doch mit Gift getränkt,
Und kein Ritter hebt ihn auf!
Greift an seines Schwertes Knauf?!
Weil er strahlt von Stickereien,
Möchtet Ihr Euch nicht entzweien
Mit der Dame, die ihn gab,
Und mit ihm zugleich ein Grab? —
Glaubet nicht an ihren Eid!
Euer harret bitteres Leid.
Lust bedeckt die Tücke nur.
Karl der Siebente auch schwur
Jenem Herzog Freundesliebe.
Des Vertrauens sanfte Triebe
Brachten ihm ein Todesloos
Auf der Brücke Montereaux.

Rasch drängte sich der Leiermann durch die dichten Gruppen, welche ihn umstanden, nachdem er diese Worte gesprochen. In wenigen Augenblicken war er spurlos verschwunden. Doch unter den Zuhörern dauerte die Bewegung fort, welche er unter ihnen angeregt hatte. Die hugenottischen Edelleute Guerchy, Téligny, des Admirals von Coligny Schwiegersohn,

Bouchouannes, Pruneaux und Andere machten ihre Bemerkungen über die kühne Maske, welche es gewagt hatte, mitten im Louvre die mächtigen Beherrscher Frankreichs verrätherischer Pläne zu beschuldigen. Guerchy fragte zuerst mit einem Fluche: „Was war das?“ Téligny antwortete mit Achselzucken: „Wieder einer jener Menschen, welche glauben, den Argwohn nie weit genug treiben zu können, welche das höchste Mißtrauen für die höchste Weisheit halten.“

Bouchouannes fragte: „Was meint er wohl mit seinen Fischen und seiner Heerde?“

Guerchy erwiederte: „Die sind wir.“

Pruneaux fügte hinzu: „Und der Handschuh, von dem er sprach, gab der Königin von Navarra den Tod.“

So unterhielten sich eifrig die verschiedenen Gruppen, als ein Offizier mit Wache in den Saal eintrat und sich eifrig nach dem Leiermanne erkundigte. Niemand wollte ihm Rede stehen, Niemand von den verdächtigen Worten desselben etwas vernommen haben. Doch nur um so eifriger wurden die Nachforschungen nach der kühnen Maske angestellt.

Während in den größern Sälen des Louvre die Masken in bunten Farben sich durcheinander bewegten und die mannichfaltigsten Empfindungen und Be-

strebungen sich unter denselben verbargen, — versammelte Katharina von Medicis ihre Hofdamen um sich und theilte denselben die Rollen aus, welche sie ihnen bestimmte. Der schlauen Italienerin bot jede Festlichkeit eine erwünschte Gelegenheit, ihre Ränke zu spinnen. Sie kannte den Einfluß wohl, welchen weibliche Schönheit und weibliche List auf die Männer, zumal in Frankreich, zu gewinnen verstanden. Sie betrachtete sich als die unumschränkte Herrin der Reize und der Talente ihrer Damen und verstand es, sie zu nützen. Jedem ihrer Hoffräulein wurde irgend ein bedeutender Mann zur Bewachung übertragen. Mit Admiral Coligny beschäftigte sich ihr Sohn Karl IX. Sie selbst hatte sich vorgenommen, den König von Navarra und den Prinzen von Condé auszuforschen und zu bezaubern. Unter den zahlreichen hugenottischen Edelleuten, welche bei dem Feste anwesend waren, hielt Katharina den Vicedom von Chartres, Johann von Ferrieres, für einen der gefährlichsten. Die Hofdame Vienne erhielt die Weisung, ihn nicht aus den Augen zu lassen und zu beobachten, mit welchen Personen er sich unterhalte und in welchem Sinne er sich ausspreche. Die Dame Boilet wurde beauftragt, den hugenottischen Edelmann Bouchouannes, welcher sich um sie bewarb, zum Uebertritt zur katholischen Kirche

und zur Herausgabe derjenigen Papiere zu bestimmen, welche auf die geheimen Bestrebungen der Hugenotten einiges Licht warfen und in deren Besitz er sich befand. Drohungen und Versprechungen, welche Katharina stets zu erfüllen pflegte, wenn sie keinen besondern Grund hatte, sie unerfüllt zu lassen, wurden an jenem Tage in besonders reichem Maße angewendet. Ein ungeschicktes Benehmen, welches einer ihrer Damen auf einem Balle zur Last fiel, genügte, ihr die Ungnade der Königin, die Dienstentlassung und selbst schwere Strafen zuzuziehen. Glänzende Erfolge wurden belohnt mit goldenen Ketten, reichen Armspangen, kostbaren Gewändern und, den Umständen nach, mit Empfehlungen, welche sie bei ihrem Sohne einlegte und welche meistentheils wirksam waren. Nachdem die Königin ihren Damen die Rollen zugetheilt, verließ sie mit denselben ihr Cabinet und begab sich mit einem großen Zug von Fürsten, Grafen und Baronen, welcher sich ihr in ihrem Vorzimmer angeschlossen, in die Festsäle des Louvre.

Viertes Kapitel.

Unter der Maske der Freude
Birgt nur die Hölle den Dolch.

Selten waren wohl bei einem Feste so mannichfaltige Beweggründe in Thätigkeit, als bei demjenigen, welches am 22. August 1572 in den Sälen des Louvre begangen wurde. Die oberflächlichen Menschen hegten keinen andern Gedanken, als denjenigen des Vergnügens. Viele gutmüthige Schwärmer wiegten sich in frohen Träumen eines dauernden Friedens, welcher durch diese Feste besiegelt werden sollte. Die Führer der katholischen Partei verbargen Pläne blutiger Rache unter dem heitern Maskenspiel. Die tiefer blickenden Hugenotten hegten Besorgnisse, ohne jedoch einen bestimmten Anhaltspunkt für dieselben bezeichnen zu können. Wie unter den verschiedenen Theilnehmern des Festes die mannichfaltigsten Ansichten, Wünsche und Bestrebungen sich kreuzten, so boten auch die ver-

schiedenen Räume, innerhalb welcher das Fest gefeiert wurde, die wechselreichsten Bilder dar. An die, Jedermann offenen, Prunksäle stießen manche Gemächer, zu welchen nur der König, die Königin und ihre Günstlinge die Schlüssel besaßen.

Die Aufgabe, welche sich der König und seine Mutter gesetzt hatten, bestand darin, die Führer der hugenottischen Partei vollständig zu täuschen, sie in den Taumel der Freude zu stürzen, um sie sicher vernichten zu können, bevor er noch geendigt. Wenn der König von Navarra wegen seiner Geburt, so war der Admiral von Coligny wegen seines kriegerischen Ruhmes, der Reinheit seiner Gesinnungen und der Unbeugsamkeit seines Charakters die bedeutendste Persönlichkeit der hugenottischen Partei. Ihn überhäufte der König mit Beweisen seiner Huld und seiner Zuneigung. Karl IX. verschmähte es nicht, ihn sogar Vater zu nennen, um ihn desto sicherer erwürgen zu können.

Nachdem der König an jenem Festabende dem Admirale zuerst öffentlich alle erdenklichen Zeichen von Hochachtung gegeben hatte, zog er denselben und dessen Schwiegersohn Télігny in eines jener für den König vorbehaltenen Gemächer, um ihm daselbst noch besondere, vertrauliche Eröffnungen zu machen. Schon

früher hatte der König dem Admiral den Plan mitgetheilt, die Streitkräfte der katholischen und hugenottischen Partei zu einem gemeinschaftlichen Kriegszuge gegen Flandern zu verwenden. Coligny sollte den Oberbefehl über das gesammte Heer führen. An jenem Abende wurde dieser Plan von neuem besprochen und, wie Coligny glaubte, endlich beschlossen. Um den Admiral vollständig zu täuschen, beklagte sich Karl IX. bei dieser Gelegenheit bitter über alle seine Minister und seine höchsten Offiziere. Den Marschall Tavannes nannte er einen Ehrgeizigen, Vieilleville einen Weinsäufer, Cossé einen Habsüchtigen, Montmorency einen Waidmann, Retz einen Spanier, die Herren seines Hofes dummes Vieh, und die Minister theils Blinde und theils Verräther. Selbst seine Mutter klagte er heftig an und bat Coligny dringend, ihr nichts von dem flandrischen Plane mitzutheilen, indem sie Alles verwirre, was sie in ihre Hände nehme. Auf diese Weise wurden Coligny und Téligny von Karl IX. vollständig getäuscht. Sie hegten nicht blos selbst durchaus kein Mißtrauen mehr gegen den König, sondern vertheidigten ihn auch mit äußerster Anstrengung gegen jeden Angriff von Seiten ihrer eigenen Freunde. Als Coligny sich vom Feste zurückzog, gab ihm der König selbst das Geleite und führte ihn am Arme,

wie ein junger Sohn einen bejahrten Vater, den er ehrt und liebt, zu führen pflegt.

Mittlerweile warfen die Königin Katharina und ihre Fräulein ihre Netze aus. Mit Mühe fand die Dame Vienne den Vicedom von Chartres, Johann von Ferrieres, auf, nachdem dieser seine Maske als Leiermann abgelegt und diejenige wieder angethan hatte, in welcher er zum Louvre gekommen war. Vergebens entfaltete jedoch das blühend schöne Fräulein Vienne alle ihre Reize und ihren Witz an dem starren Hugenotten; vergebens hatte sie sich seines Armes bemächtigt und alle Künste der feinsten Coquetterie angewandt, um ihn festzuhalten. Während er an ihrer Seite ging, dachte er der schönen Unbekannten, welche er im Vorzimmer der Königin Katharina gesehen. Von der Dame Vienne erfuhr er, daß ihr Name Heloise Desfleurs sei, ein Name, welcher ihn an einen wackern Kampfgenossen erinnerte. Der Gedanke an Heloise Desfleurs verdunkelte in seinen Augen die gefallsüchtige Vienne. Die Besorgnisse für das Vaterland und seinen Glauben machten es ihm unmöglich, sich dem Vergnügen hinzugeben. Er wußte sich daher schon bald wieder von der Hofdame loszumachen, um in einer andern Verkleidung die Königin Katharina selbst zu beschäftigen und ihr den Gedanken

einzuflößen, daß die hugenottische Partei wachsam, gerüstet und entschlossen sei. Unter der Maske eines schwarzen Ritters näherte er sich Katharinen und erbat sich in geheimnißvoller Weise die Gunst eines Zwiegesprächs unter vier Augen. Die Königin, welche, obgleich nicht mehr jung, galanten Liebesabenteuern nicht abgeneigt war, gestattete die Bitte, welche ihr mit ebenso viel Geist als Zartgefühl vorgetragen wurde. Als sie mit dem schwarzen Ritter ohne Zeugen in einem reizend ausgestatteten Cabinete allein war, verlangte Katharina vor allen Dingen, daß der schwarze Ritter seinen Helm und seine Maske abnehme. Sie zweifelte nämlich nicht daran, daß unter der Maske des schwarzen Ritters einer ihrer Verehrer verborgen sei. Der Ritter wußte, während die Königin in ihn drang, sich zu erkennen zu geben, ihre Neugierde immer mehr anzuregen und ihre Gefühle für sich zu gewinnen. Katharina wurde immer milder, legte immer mehr von ihrer Strenge ab und gab endlich dem Ritter nicht undeutlich zu verstehen, daß sie ihm ihre Gunst schenken würde, sobald er vertrauensvoll sein Gesicht entblößt und seinen Namen genannt haben würde. Als der schwarze Ritter die Königin so weit gebracht hatte, schlug er rasch das Visir seines Helmes empor. Ein bleiches Todtengesicht kam zum Vorschein, welches in

geisterhaftem Tone sprach: „Vignerolles ist mein Name; Vignerolles, den Du gemordet." Bevor sich die Königin von ihrem Schrecken erholt hatte, war der schwarze Ritter durch das Fenster des Gemaches verschwunden.

Vignerolles war der Name eines jungen Edelmannes, welcher in die geheimen Pläne der Königin eingeweiht und kurze Zeit zuvor auf Anstiften Katharinens ermordet worden war, weil sie besorgte, er möchte ihre Pläne verrathen.

Anfangs erschrak Katharina allerdings beim Anblick des Todtengesichtes und bei den Worten, welche es ihr entgegenrief. Doch bald schon sammelte sie sich wieder, eilte nach dem Fenster, um zu entdecken, nach welcher Seite hin die Maske entflohen sei. Allein keine Spur des schwarzen Ritters war zurückgeblieben. Das Fenster des Gemaches ging auf den Graben, von welchem das Louvre in damaliger Zeit umgeben war. In diesen war die Maske augenscheinlich gesprungen und unbemerkt entkommen. In übler Laune über den schwarzen Ritter und sein Entkommen kehrte die Königin zum Feste zurück, traf sogleich alle Anordnungen, welche geeignet waren, den schwarzen Ritter ausfindig zu machen und zur Haft zu bringen, und zog sich erst früh am Morgen in ihre Gemächer zurück.

Mit größerm Erfolge als die Königin gegenüber

dem schwarzen Ritter und Fräulein Bienne gegenüber dem Vicedom von Chartres, hatte die Dame Boilet gegenüber dem Baron von Bouchouannes ihre Künste angewandt. Sie verstand es, diesen feurigen jungen Mann vollkommen in ihre Netze zu ziehen. Nachdem sie die heißesten Liebesgluten in ihm angeregt, weigerte sie sich, ihm ihren Arm, ihre Hand oder auch nur die Spitze ihres Fingers zu gestatten, und als er sich nach der Ursache ihrer Strenge und Zurückhaltung erkundigte, gab sie ihm zu erkennen, daß sie eine gläubige Katholikin sei und als solche sich nimmermehr mit einem Hugenotten verbinden könne. Dabei machte sie ihn darauf aufmerksam, daß es thöricht sei, dem Willen des Königs, des gesammten Hofes und der Mehrheit des Volkes zu widerstreben. Was die Worte der Liebe nicht vermochten, bewirkten ihre Aeußerungen des Hohnes, der Verachtung und des Hasses. Der liebestrunkene Jüngling konnte es nicht ertragen, sich zurückgeschlagen zu sehen, wo er seines Sieges schon gewiß zu sein geglaubt hatte. Seine Freunde waren von ihm mit den Wünschen seines Herzens und den Hoffnungen seiner Seele bekannt gemacht worden. Sollte er ihnen jetzt auch verkünden, daß er mit Schimpf und Schande von der Dame seines Herzens abgewiesen worden sei? Diesen Gedanken vermochte Bouchouan-

nes nicht zu ertragen. Um das Herz seiner grausamen Geliebten im Sturme zu gewinnen, versprach er ihr, sie in ihre Kirche zu begleiten. Wohl unterrichtet, was sie in diesem Falle zu thun habe, führte die Dame ihren Ritter in die Kapelle des Louvre, woselbst ein Priester bereit stand, Messe zu lesen. Bouchouannes kniete an der Seite seiner Geliebten nieder, hörte die Messe im Beisein einiger Zeugen an und wurde von denselben sofort als Glaubensgenosse begrüßt. Er besaß nicht die Kraft diesen Gruß zurückzuweisen, da er befürchtete, außerdem die kaum gewonnene Gunst seiner Dame wieder zu verscherzen. Doch mit dem Opfer seines Glaubens war die unbarmherzige Boilet noch nicht zufrieden. Nicht eher wandte sie ihm ihre Gunst in vollem Maße zu, als bis er sie in alle Geheimnisse der hugenottischen Partei eingeweiht und alle wichtigen Papiere, in deren Besitz er sich befand, einzuhändigen versprochen hatte.

So wurden in den Prachtsälen des Louvre unter Mummenschanz, Musik und Tanz Ränke gesponnen und Schlingen gelegt, während die arme Heloise Desfleurs in ihrem finstern Gefängnisse schmachtete und den Retter nicht kannte, welcher sie aus ihrem Kerker und aus der Gewalt der Königin befreien würde.

Fünftes Kapitel.

Betrug ist überall und Heuchelschein
Und Mord, und Gift und Meineid und Verrath.
Schiller.

Am Hofe Karl's IX. kämpften verschiedene ehrgeizige Personen um den vorherrschenden Einfluß. Nicht die Verschiedenheit der religiösen und der politischen Ansichten, sondern die Verschiedenheit der persönlichen Interessen bildete die Grundlage der verschiedenen Schattirungen der katholischen Partei. Seit den Zeiten Franz' II. standen sich am französischen Hofe Katharina von Medicis und die Herzoge von Guise feindlich entgegen. Die Königin Mutter konnte es den beiden ehrgeizigen und herrschsüchtigen Brüdern nicht verzeihen, daß, als sie in frühern Zeiten einen überwiegenden Einfluß am Hofe des Königs besessen, sie diesen dazu benutzten, ihre Gegnerin auf's Aeußerste zu treiben. Katharina mußte damals, von ihren Feinden gedrängt, im Lager der Hugenotten Hülfe suchen.

Später hatte die Königin Mutter es wohl verstanden, ihren Einfluß am französischen Hofe zu befestigen. Allein sie war stets in Sorgen, ihr Sohn, Karl IX., möchte sich andern Rathgebern in die Arme werfen, die Guisen möchten ihre Häupter wieder drohend erheben, oder der Connetable von Montmorency möchte das Uebergewicht gewinnen. Nach dem letzten Friedensschlusse mit den Hugenotten schien Karl IX. entschlossen zu sein, den Einfluß, welchen bisher seine Mutter über ihn ausgeübt, auf den Admiral von Coligny zu übertragen. Katharina hatte deswegen zuerst auf dem Schlosse zu Monpipeaux und dann auf dem Schlosse Monceaux heftige Scenen mit ihrem Sohne. Sie drohte ihm geradezu, sie würde ihn vom Papste in den Bann erklären und absetzen lassen, falls er den Frieden mit den Hugenotten halten und denselben irgend einen Einfluß auf die Verwaltung des Staates einräumen würde. Der König Karl IX. war, gleich seinen Brüdern, von seiner Mutter frühzeitig zu allem Bösen angehalten worden. Die Wollust hatte die Kraft seines Körpers und seines Geistes gebrochen. Seine natürliche Grausamkeit wurde dadurch genährt, daß er den zahlreichen Hinrichtungen, welche in der Nähe der königlichen Residenzen stattfanden, beizuwohnen pflegte. Die Königin hatte es bis zu der

letzten Zeit verstanden, ihren Sohn, den König Karl IX., in unbedingter Abhängigkeit von sich zu erhalten. Zu Monceaux wurde nach heftigen Scenen beschlossen, daß bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier des Königs von Navarra und der königlichen Prinzessin Margaretha die hugenottische Partei mit einem Schlage ausgerottet werden sollte. Nur wenige Personen, unter diesen die Herzoge von Guise, der Marschall von Gondy-Rets und der Siegelbewahrer Biragua, waren im Geheimniß. Ueber die Art der Ausführung waren jedoch noch keine Verabredungen getroffen. Nur so viel hatte der Herzog Franz von Guise mit dem Könige und der Königin Mutter verabredet, er wolle den Admiral von Coligny ermorden lassen; voraussichtlich würden dann die in Paris zahlreich versammelten Hugenotten zu den Waffen greifen, worauf sie als Rebellen niedergemacht werden sollten. Der in Paris geführte Schlag sollte dann in sämmtlichen Provinzen wiederholt werden. Freitag der 23. August war der zur Ermordung des Admirals von Coligny ausersehene Tag. Der Herzog von Guise hatte dazu seine Einrichtungen wohl getroffen. Zum Mörder des Admirals hatte er einen Edelmann, Namens Maurevel de Prie, ausersehen. Derselbe hatte in dem letzten Kriege den Herrn von Mouy meuchlings erschossen, war als guter Schütze

bekannt und zu jeder Mordthat für Geld und gute Worte bereit. Dieser Maurevel war am Abende des 22. August gerade zur Zeit, da im Louvre das Maskenfest gefeiert wurde, durch einen gewissen Herrn von Chailly in ein dem Herrn von Villemur gehöriges Haus geführt worden. Dort sollte der Mörder warten, bis der Admiral von Coligny am folgenden Tage an dem Hause vorbeiging, bei welcher Gelegenheit er von Maurevel erschossen werden sollte. Das Haus war zu diesem Zwecke sehr günstig gelegen. Denn es hatte einen Eingang von vorn, welcher wohl verschlossen werden, und einen Eingang von hinten, durch welchen der Mörder entwischen konnte, bevor die vordere Eingangsthür eingeschlagen war. Um jeden Verdacht von dem eigentlichen Mörder und dessen Anstiftern zu entfernen, wurde Maurevel de Prie den beiden in dem Hause des Herrn von Villemur wohnenden Leuten, einem Diener und einer Dienerin, unter dem Namen Boland und unter dem Vorgeben vorgestellt, derselbe sei Soldat in des Königs Garde.

Wie vorhergesehen worden war, ging der Admiral von Coligny am Freitag, den 23. August, an dem bezeichneten Hause vorüber. In seinem Gefolge befanden sich ein Abgeordneter der Stadt Troyes, ein

Abgeordneter der Stadt Larochelles, mehrere Edelleute und namentlich sein Stallmeister Yonet. Der Abgeordnete von Larochelles hatte sich bei Coligny über die königlichen Truppen beklagt, welche, im Widerspruche mit dem letzten Friedensvertrage, in seine Stadt verlegt worden waren. Der König hatte den Admiral glauben gemacht, diese Truppen sollten in Larochelles eingeschifft und zu dem Feldzuge gegen Flandern verwandt werden. Coligny beruhigte daher den Abgeordneten der Stadt Larochelles und versicherte ihn, daß von jenen Truppen durchaus nichts zu befürchten sei. Der Abgeordnete der Stadt Troyes beklagte sich darüber, daß ein Zug von Hugenotten, welche zu einer Taufe in die Kirche gegangen seien, auf dem Rückwege von Katholiken mörderisch überfallen und daß selbst der Säugling an der Brust der Amme nicht verschont worden sei.

Gerade während der Abgeordnete von Troyes zu Coligny sprach, fiel ein Schuß aus dem oben beschriebenen Hause, welcher den Admiral an der rechten Hand und am linken Arme verwundete. Coligny verlor jedoch nicht seine Geistesgegenwart. Er hatte den Schuß fallen sehen und deutete mit dem Kopfe sogleich seiner Umgebung das Fenster an, hinter welchem er abgefeuert worden war. Seine Freunde verbanden

seine Wunden, um eine Verblutung zu verhindern. Stallmeister Yonet wurde abgeschickt, um dem Könige von dem Vorfalle Bericht zu erstatten. Einige andere Freunde brachten den Admiral nach Hause, während die Mehrzahl derselben das Haus stürmte, aus welchem der Schuß gefallen war. Der Bandit hatte sich jedoch bereits gerettet. Ein Pferd war auf der andern Seite des Hauses für ihn bereit gehalten, auf welches er sich schwang und davonritt, bevor die hugenottischen Edelleute das vordere Thor des Hauses gesprengt hatten. In dem Hause selbst fand sich nur ein Diener und eine Dienerin, welche behaupteten, bei dem Mordversuche durchaus unbetheiligt zu sein. Dieselben wurden jedoch von den hugenottischen Edelleuten verhaftet und dem Criminalgerichte übergeben. In der Eile seiner Flucht hatte Maurevel übrigens die Flinte zurückgelassen, mit welcher er auf Coligny angeschlagen hatte. Auch diese ward dem Gerichte übergeben.

Als Stallmeister Yonet bei dem Könige eintraf, um ihn von dem eben stattgehabten mörderischen Anfalle Kenntniß zu geben, spielte dieser gerade mit Téligny, Larochefoucauld und dem Herzog Franz von Guise Federball. Die beiden hugenottischen Edelleute (Téligny und Larochefoucauld) waren von der Liebens-

würdigkeit des Königs ganz bezaubert und hatten demselben vor wenigen Augenblicken noch die Versicherungen tiefster Ergebenheit und aufrichtigster Treue gegeben. Als Yonet die Nachricht brachte, der Admiral sei meuchlings angefallen und schwer verwundet worden, warf der König, wie es schien, in tiefster Entrüstung die Rakete, welche er in der Hand hielt, auf die Erde und rief aus: „Der Mörder soll meine Rache fühlen.“ Dann fügte er zu Yonet gewandt hinzu: „Eilen Sie, dem Admirale die Versicherung zu ertheilen, daß ich nicht ruhen werde, bis das Strafgericht den Mörder, er stehe hoch oder niedrig, ereilt haben wird.“ Téligny war durch die Schmeicheleien des Königs so vollständig getäuscht worden, daß er an den von Yonet berichteten Mordanfall gar nicht glauben wollte. Doch eilte er mit Larochefoucauld zu seinem Schwiegervater, um sich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu unterrichten.

Die Wunden des Admirals waren nicht gefährlich. Die Hugenotten blieben auch nach diesem Mordversuche vollkommen ruhig, so daß der katholischen Partei jeder Vorwand zu einer Metzelei gebrach. Die Pläne des Königs und seiner Mitverschworenen waren fürs Erste unausführbar geworden. Es mußten neue Ränke geschmiedet werden, um die beschlossene Ausrottung

der Hugenotten auszuführen. Die Person, welche den Banditen in das Haus geführt hatte, aus welchem der Schuß auf Coligny fiel (der Herr von Chailly), und diejenige, welcher das Haus angehörte (Herr von Villemur), deuteten schon an, wem der Mordanfall zur Last zu legen sei. Herr von Chailly war früher Oberintendant des Herzogs Franz von Guise gewesen und war jetzt des Königs Haushofmeister. Er hatte persönlich den Mörder in das Haus geführt, in welchem sich derselbe bis zum Augenblicke der verruchten That versteckt gehalten hatte. Auf sein Wort war derselbe von den Dienstboten des Herrn von Villemur in dem Hause geduldet worden. Was den auf Herrn von Chailly lastenden Verdacht noch vermehrte, war, daß er den Mörder unter einem falschen Namen in dem Hause des Herrn von Villemur eingeführt hatte, denn sehr bald wurde ermittelt, daß der Bandit nicht, wie Herr von Chailly vorgab, Boland, sondern Maurevel de Prie hieß. Da Herr von Chailly des Königs Haushofmeister war, fiel der Verdacht des Mordes gleich anfangs auch auf den König. Doch die Hugenotten waren durch die Künste Karl's IX. und der Königin Mutter so vollständig verblendet worden, daß sie auch jetzt noch nicht an den bösen Willen des Königs glauben wollten. Die Schuld wurde daher

blos auf den Herzog Franz von Guise geschoben, welcher zum Scheine Paris verließ, während er nach wie vor den lebhaftesten Antheil nahm an allen Vorbereitungen zur Ausrottung der Partei der Hugenotten.

Sechstes Kapitel.

Wie das glückliche Gestirn des Morgens,
Führst Du die Lebenssonne mir herauf.
Schiller.

Sobald der Königin Katharina Heloise Desfleurs zugeführt worden war, gab sie ihrem Sohne dem Könige Kenntniß davon, daß die gesuchte Blume gefunden sei. So schwer es war, die stumpfe Neugier und die gesättigte Lust Karl's IX. anzuregen, so hatten doch die Umstände, unter welchen er Heloise Desfleurs zum erstenmal gesehen, und der Eifer, mit welchem sie sich seinen Nachstellungen entzogen hatte, einen seltsamen Eindruck auf ihn gemacht. Bisher waren alle Schönheiten, welche ihm zu seiner Unterhaltung gedient hatten, ihm nicht auf halbem, sondern auf ganzem Wege entgegengekommen. Wenn eine Schönheit den Schein annahm, sich ihm nicht auf den ersten Wink Preis geben zu wollen, so geschah dieses eben blos zum Scheine, welchen der König als solchen leicht

erkannte. Heloise Desfleurs war ihm aber nicht blos zum Scheine, sondern in vollem Ernste entflohen. Er und seine Umgebung hatten die Spur der spröden Jungfrau gänzlich verloren, und mehrere Wochen vergingen, bevor seine Mutter sie wieder auffand. Karl IX. begehrte daher mit großem Ungestüm, die Jungfrau ungesäumt zu sehen. Heloise Desfleurs wurde, nachdem sie die Nacht vom 22. auf den 23. August in ihrem Kerker zugebracht hatte, in die ihr als Hoffräulein bestimmte Wohnung eingeführt. Hier fand sie alle Bequemlichkeiten, die sie sich nur wünschen konnte, die reichsten, schönsten Gewänder, auserlesenen Schmuck und mannichfaltige Kostbarkeiten. Gräfin Seurdis, welche sie in das Gefängniß gebracht hatte, holte sie aus diesem wieder heraus und theilte ihr die Befehle der Königin mit. So wenig Neigung Heloise hegte, sich mit den Kostbarkeiten zu schmücken, welche in dem Gemache ausgebreitet lagen, so vermochte sie es doch nicht, den Anordnungen der Oberhofmeisterin zu widerstreben. Sie hoffte, wenn sie sich in untergeordneten Beziehungen fügsam zeigte, weniger scharf bewacht zu werden und Gelegenheit zur Flucht zu finden. Insbesondere hegte Heloise im Innersten ihrer Seele den geheimen Gedanken, daß derselbe Glaubensgenosse, welcher sich am gestrigen Tage so theilnehmend gezeigt,

ihr schützend zur Seite stehen würde. In dieser Erwartung täuschte sie sich nicht.

Kaum war sie angekleidet und von der Gräfin Seurdis in das Zimmer geführt worden, in welchem sich die Hoffräulein versammelt hatten, um sich zur Königin zu begeben, so wurde der Vicedom von Ferrieres angemeldet und eingeführt. Er hatte am Abende zuvor der Dame Vienne zu erkennen gegeben, daß er an dem Schicksale des Fräulein Desfleurs Antheil nehme, und hatte von dieser einige Winke über das Loos erhalten, welches ihr von der Königin Mutter bestimmt zu sein scheine. Als Ferrieres eintrat, wurde er von Fräulein Vienne mit Vorwürfen wegen seines baldigen Verschwindens vom Balle bestürmt. Unter Scherzen und Witzworten sprachen die Hofdamen von dem Feste der vergangenen Nacht. Auch auf den Leiermann und den schwarzen Ritter führte sie ihre Rede. Heloise Desfleurs nahm keinen Antheil an der Unterhaltung. Sie dachte nur daran, wie sie dem Vicedom von Chartres mittheilen könnte, was sie seit gestern erlebt und wie sehr sie sich von diesem Orte hinwegsehne, und daß sie durch die Flucht sich dem Dienste der Königin Mutter zu entziehen gedenke. Johann von Ferrieres wünschte dagegen, sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche ihr drohten, und sie

zu versichern, daß er jeder Zeit bereit sei, ihr zu dienen.

Wie eine zarte Rose inmitten bunter Tulpen erschien Heloise dem Vicedom von Chartres unter den Hoffräulein der Königin Katharina. Je weniger sie sprach, desto mehr deutete ihr seelenvolles Auge, ihre blasse Wange und ihr zarter Mund an. Je lauter die andern Fräulein lachten, je wilder sie scherzten, desto flacher erschienen sie dem tiefern Blicke des hugenottischen Edelmannes. Die an Lebensgenuß gewöhnten Damen der Königin, welchen die Religion nichts Anderes war, als das Mittel auf Erden empor zu kommen und sich über die Zukunft jenseits dieses Lebens einen priesterlichen Sicherheitsbrief zu verschaffen, konnten es nicht unterlassen, den hugenottischen Edelmann fühlen zu lassen, wie lächerlich ihnen seine Gleichgültigkeit gegen die schönen Feste, seine strengern Ansichten von Moral und seine Vorliebe für einen vom Hofe verfolgten Glauben seien. Johann von Ferrieres nahm diese Angriffe mit Freuden auf, weil sie ihm Gelegenheit boten, sich über das Treiben am Hofe der Königin Katharina, im Gegensatze zu den hochherzigen Bestrebungen, wie er sie in seiner Seele trug, und über die vergnügungssüchtigen Schönheiten der vornehmen Welt im Gegensatze zu dem hohen

Ideale weiblicher Würde, nach welchem er strebte, auszusprechen. Jedes Wort, welches aus Johann von Ferrieres' Munde ging, fand einen tiefen Wiederhall in Heloisens Seele, während die leichten Entgegnungen der oberflächlichen Hoffräulein ihr Widerwillen einflößten. Im Laufe dieser Unterredung war es dem gewandten Vicedom von Chartres gelungen, ohne irgend einigen Verdacht zu erregen, Heloisen über die ihr gelegten Schlingen aufzuklären und ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß sie seiner Hülfe gewiß sein könne.

Mit inniger Theilnahme und Aufmerksamkeit war Heloise den Reden gefolgt, welche Johann von Ferrieres und die Hoffräulein wechselten. Der hugenottische Edelmann war seinen römisch-katholischen schönen Gegnerinnen gleichmäßig an Tiefe des Gefühles, an Klarheit und Schärfe der Gedanken, wie an Leichtigkeit des Ausdrucks überlegen. Seine Gestalt hob sich und sein Auge sprühte, wenn er die Angriffe zurückwies, welche die spottenden, auf Uebermacht pochenden Hofdamen auf ihn richteten.

Nicht mit Unrecht dachte Heloise, schwerlich würde sich der Vicedom von Chartres in einen Kampf mit so ungleichen Gegnerinnen eingelassen, schwerlich diesen mit so viel Wärme geführt haben, wenn er nicht

gewünscht hätte, das Selbstbewußtsein einer Glaubensgenossin zu heben und zum Herzen einer Geliebten zu sprechen. Heloise fühlte, daß Ferrieres blos für sie spreche, wenn er auch seine Worte an andere Frauen richtete. Besondern Eindruck machte auf die Jungfrau die Schilderung des weiblichen Ideales, welche Johann von Ferrieres mit großer Begeisterung in den schönsten Bildern malte. Es schien ihr, als bezeichne dasselbe mit überraschender Genauigkeit ihr eigenes Bild. Was die Worte nicht sagten, die Blicke nicht anzudeuten wagten, das that nicht selten eine Pause oder eine leichte Bewegung der Hand.

Der Vicedom von Chartres war zu sehr bewacht, als daß er sich ohne Gefahr entdeckt zu werden, der Dame seines Herzens hätte annähern können.

Ungewöhnlich lange hielt sich an diesem Tage Katharina in ihrem Cabinet verschlossen. Ihre Gedanken waren beschäftigt mit dem schwarzen Ritter, welcher ihren Stolz so tief gekränkt, mit dem Leiermanne, welcher ihre Pläne so offen enthüllt hatte, und mit dem mißlungenen Mordversuche auf den verhaßten Gegner. Keine entfernte Spur war aufgefunden worden, welche auf die Person des Leiermannes hätte führen können. Wegen der Maske des schwarzen Ritters hatte Katharina den Vicedom von Chartres in Verdacht, welcher

jedoch dadurch geschwächt wurde, daß Fräulein Vienne erklärte, sie habe Johann von Ferrieres an ihrem Arme gehabt zur Zeit da die Königin mit dem schwarzen Ritter gesprochen habe. Mehr Sorge als der Leiermann und der schwarze Ritter machte aber der Königin der mißlungene Mordversuch. Denn sie kannte den wankelmüthigen und ängstlichen Charakter ihres Sohnes zu gut, um nicht zu befürchten, daß er, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, dazu gebracht werden könne, alle Diejenigen aufzuopfern, welche an dem Mordversuche Antheil genommen hatten. Es war Katharina sehr erwünscht, gerade an jenem entscheidenden Tage ihrem Sohne eine Freude bereiten zu können, durch welche sie hoffte, neuen Einfluß auf sein Gemüth zu erlangen. Sie traf persönlich alle Anordnungen, welche ihr geeignet schienen, um dem Könige das ihm bestimmte Vergnügen zu sichern. Allein so streng auch die Strafen waren, mit welchen Katharina jedes Widerstreben gegen ihren Willen heimzusuchen pflegte, so wogten doch in den Herzen ihrer Hofdamen Leidenschaften, welche mächtiger waren, als jedes Gebot und jede Furcht vor Strafe. Unter den Fräulein der Königin war jenes Fräulein Du Rouet, welche einige Zeit hindurch die Gunst des Königs besessen hatte. Diese Dame wurde mit der größten

Eifersucht erfüllt, als sie von den Plänen Kenntniß erhielt, welche ihr zu entreißen drohten, was sie für das höchste Glück ihres Lebens hielt. Als Fräulein Du Rouet wahrnahm, daß Johann von Ferrieres Heloisen Desfleurs zärtliche Gefühle widme, theilte sie ihm Alles mit, was ihm Tags zuvor Fräulein Vienne nur angedeutet hatte, und versprach, ihm von der Stunde Kenntniß zu geben, zu welcher das neu eingetretene Fräulein dem Könige zugeführt werden sollte, damit er dieses zu verhindern im Stande sei. Fräulein Du Rouet nahm an Johann von Ferrieres persönlich keinen Antheil, sie folgte nur ihren eigenen Bestrebungen, als sie dem Vicedom von Chartres Mittheilungen machte, welche für ihn von hoher Wichtigkeit waren. Auf Fräulein Vienne dagegen hatte nicht sowohl der hohe Geist und die edle Würde, als die männliche Schönheit Johann's von Ferrieres Eindruck gemacht. Sie wußte sehr wohl, daß er sich bei dem gestrigen Feste von ihr losgemacht und daß kurze Zeit darnach der schwarze Ritter die Königin in Schrecken versetzt habe. Die Zahl der Edelleute, welche fähig waren, der Königin mit so vielem Muthe und so großer Kühnheit entgegenzutreten, war nicht so groß in damaliger Zeit, und der Vicedom von Chartres stand ihrem Herzen nicht so fern, als daß ihr nicht dieser Name vor

allen andern eingefallen wäre, sobald sie Kenntniß von dem Abenteuer erhielt, welches ihre Gebieterin mit dem schwarzen Ritter gehabt hatte. Fräulein Vienne wußte, daß Katharina dem schwarzen Ritter nur dann verzeihen könnte, wenn er sich in die Zahl ihrer unterwürfigen Knechte würde einreihen lassen, im entgegengesetzten Falle aber seinem Leben die äußerste Gefahr drohte. Um ihn zu retten, hatte sie der Königin auf das Bestimmteste erklärt, der Vicedom sei nicht von ihrer Seite gewichen, und da in der That kurze Zeit vorher Johann von Ferrieres an Fräulein Vienne's Seite gesehen worden war, hatte ihre Aussage bei ihrer Herrin Glauben gefunden.

Siebentes Kapitel.

Unsel'ge Falschheit, Mutter alles Bösen!
Schiller.

Der Mordversuch, welcher auf den Admiral von Coligny gemacht wurde, brachte natürlich unter den in der Hauptstadt anwesenden Hugenotten die größte Aufregung hervor. Der Argwohn gegen die römisch-katholische Partei, welcher durch die Bemühungen des Admirals, des Königs von Navarra und ihrer nächsten Freunde mühsam beschwichtigt worden war, brach mit neuer Gewalt hervor. Besonders entschieden sprach sich der Vicedom von Chartres aus. Er erklärte unumwunden, daß er die katholische Partei für fähig halte, jedweden Verrath an den Hugenotten zu verüben; daß der gegen Coligny versuchte gleich dem an der Mutter des Königs von Navarra verübte Mord auf deren Rechnung zu schreiben sei, und forderte den Admiral und die übrigen Anführer der hugenottischen

Partei auf, zu den Waffen zu greifen und sich mit diesen in der Hand durch die Feinde Bahn zu brechen. Doch nur wenige Stimmen pflichteten ihm bei. Auch jetzt noch glaubte Coligny, daß der gegen ihn versuchte Mord nicht von dem Könige oder der katholischen Partei, sondern nur von dem Herzog Franz von Guise ausgehe; noch hoffte der edle Admiral, Karl IX. werde den Mörder bestrafen lassen und dadurch jeden Grund zu ernstlicher Beschwerde beseitigen. Vergebens wies der Vicedom von Chartres nach, daß König Karl IX. persönlich durchaus keine Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Friedens gewähre, daß er jetzt, wie früher, von Leuten umgeben sei, welche theils aus religiösem Fanatismus, theils aber auch aus persönlichem Ehrgeize und aus Herrschsucht den Krieg mit den Hugenotten wollten. Für alle Gründe, welche Johann von Ferrieres vorbrachte, hatten Coligny, Téligny und die andern Gesinnungsgenossen Gegengründe in Menge. Zu den redlich gemeinten Gründen der hochherzigen Führer der Hugenotten kamen noch diejenigen hinzu, welche die Verräther vorbrachten. Unter diesen Letztern zeichnete sich besonders der hugenottische Edelmann Bouchouannes aus, welcher durch das Hoffräulein Boilet vollständig für die katholische Partei gewonnen worden war. Dieser wußte nicht genug die Herab-

lassung des Königs, der königlichen Prinzen und Prinzessinnen und die Zuvorkommenheit der katholischen Edelleute zu rühmen. In dieses Lob des verrätherischen Bouchouannes stimmte des Admirals Schwiegersohn, Téligny, mit voller Ueberzeugung ein. Coligny, an dessen Krankenbette diese Verhandlungen stattfanden, war noch zu sehr angegriffen, um mit vollständiger Kraft denselben folgen zu können. Alt an Jahren, der Parteistreitigkeiten müde und verwundet, wie er war, fühlte er mehr als jemals zuvor das Bedürfniß der Ruhe. Der Greis sehnte sich nach einem Frieden, welcher sein geliebtes Vaterland von den Schrecknissen des Bürgerkrieges befreien würde. Diese Sehnsucht trug nicht wenig dazu bei, den Täuschungen, welche der König Karl IX. und die ganze Hofpartei ihm vorspiegelten, in seinem Gemüthe Eingang zu verschaffen. Es war für die Hugenotten ein besonders unglückliches Zusammentreffen, daß in jenem entscheidenden Augenblicke das hohe Alter des Admirals von Coligny sowie das jugendliche Alter des Königs von Navarra, des nachmaligen Heinrich's IV., gleichmäßig einer kräftigen Leitung ihrer Angelegenheiten widerstrebten. Der Admiral von Coligny, welcher niemals im Kampfe den Muth verloren hatte, welcher seinen Feinden stets am gefährlichsten war, wenn diese wähnten, ihn

vernichtet zu haben, war zwar im Felde sämmtlichen Feldherren der katholischen Partei vollkommen gewachsen, allein die feinen Künste der Verstellung und des Verrathes, welche am Hofe zu Paris zu Hause waren, vermochte der edle Mann nicht zu durchschauen. Der König von Navarra bekundete damals schon, wie später so häufig, jene Liebe zum Vergnügen, welche ihm keine Zeit zu ernsten Geschäften ließ, und jene Gutmüthigkeit, welche ihm den Gedanken an die Treulosigkeit mancher Menschen zu verhaßt machte, als daß er denselben mit der erforderlichen Beharrlichkeit verfolgt hätte. Zudem war Heinrich von Navarra durch seine vor wenigen Tagen erst vollzogene eheliche Verbindung in eine neue Welt eingetreten, welche ihn so mannichfaltig in Anspruch nahm, daß er an Staatsgeschäfte nur wenig, an Verrath und Mord aber von Seiten des Bruders und der Mutter seiner Gattin nicht entfernt dachte.

Die katholische Partei war von den Meinungen und Ansichten, welche unter den Führern der Hugenotten herrschten und von ihnen ausgesprochen wurden, wohl unterrichtet. Sie hegte große Besorgnisse, es möchte der verunglückte Mordversuch die Häupter der hugenottischen Partei aus ihrer Sorglosigkeit erwecken und zu kräftigen Beschlüssen bestimmen. Der König

Karl IX. hielt es daher für klug, Alles zu thun, was in seiner Macht stand, um die Hugenotten zu beruhigen und von neuem einzuschläfern. Er schickte die Marschälle Cossé und Anville an Coligny ab und ließ ihn durch diese beiden Männer seines Beileids versichern. Die Abgesandten sollten zu gleicher Zeit auskundschaften, auf wen Coligny seinen Verdacht werfe. Der Admiral sprach unumwunden aus, daß er nur den Herzog Franz von Guise in Verdacht habe, diesen Mordversuch angezettelt zu haben. Bei dieser Gelegenheit gab Coligny den lebhaften Wunsch zu erkennen, den König in Person zu sprechen. Der Marschall von Anville trug kein Bedenken, dem Admiral die Versicherung zu ertheilen, daß der König ohne Zweifel seine Bitte erfüllen und ihn an seinem Krankenbette besuchen würde. Kurze Zeit, nachdem die beiden genannten Marschälle weggegangen waren, traten der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé in das Zimmer ein. Sie theilten dem Admiral mit, daß sie sich von dem König hätten beurlauben wollen, indem sie ihre persönliche Sicherheit in Paris für gefährdet glaubten, der König habe sie aber auf's Dringendste gebeten, in der Hauptstadt zu verweilen. Er habe auf's Heiligste betheuert, daß er von jeder Schuld sich frei wisse, daß es ihm ernstlich darum zu

thun sei, den Frieden mit den Hugenotten aufrecht zu erhalten und er es daher schmerzlich empfinden würde, wenn auf ihn der Schein fiele, als trüge er die Schuld einer That, welche er durchaus verdamme. Sie fügten hinzu, daß auch die Königin Mutter sich in den stärksten Ausdrücken gegen den Mordversuch auf Coligny ausgesprochen und erklärt habe, wenn man solchen Thaten nicht auf das Entschiedenste entgegentrete, so würde selbst im Louvre Niemand mehr seines Lebens sicher sein.

Aus diesen Mittheilungen der beiden Prinzen schöpften der Admiral, sein Schwiegersohn Téligny und ihre Gesinnungsgenossen neue Gründe gegen die Besorgnisse, welche der Vicedom von Chartres hegte, und gegen die Rathschläge, welche er ertheilte.

Wie den Marschällen von Cossé und Anville der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé fast auf dem Fuße folgten, so fand sich der König Karl IX. mit seiner Mutter und einem großen Gefolge wenige Stunden nach den eben genannten beiden fürstlichen Personen bei dem Admiral von Coligny ein. Im Geleite des Königs waren außer seiner Mutter die Herzoge von Anjou, Alençon, Montpensier, Nevers, der Cardinal von Bourbon, die Marschälle von Anville, Tavannes, Cossé, Rets und viele andere Herren

vom Hofe. Der Admiral von Coligny hatte gewünscht, allein mit dem Könige zu sprechen, und sich der Hoffnung hingegeben, bei dieser Gelegenheit einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Königs zu machen und ihn, falls er schwankend geworden sein sollte, von neuem in dem Vorsatze zu bestärken, im Innern Frankreichs Frieden zu halten, nach Außen aber den Kriegszug gegen Flandern ernstlich vorzubereiten. Die Königin Mutter, welche wußte, daß ihr Sohn für die ihm von dem greisen Admiral ertheilten Rathschläge sehr empfänglich sei, und welche seinen schwankenden Charakter wohl kannte, vereitelte die Absichten Coligny's, indem sie ihrem Sohne nicht von der Seite wich. Auf den Wunsch des Admirals zog sich das sämmtliche Gefolge des Königs zurück, auch entfernten sich alle anwesenden Hugenotten mit Ausnahme Téligny's und des Kammerdieners des Admirals, welcher Letzterer an der Eingangsthür stehen blieb; allein die Anwesenheit der Königin Katharina genügte, die Wirkungen, welche sich der Admiral von seiner Unterredung mit Karl IX. versprochen hatte, im Keime zu ersticken. Die Königin Mutter verstand es, den Eindruck, welchen des Admirals Worte auf den König gemacht haben mochten, schnell wieder zu verwischen. Manche Beziehungen, in welchen Coligny ohne Vor-

wissen Katharinens zu ihrem Sohne Karl gestanden hatte, konnte er in ihrer Anwesenheit nicht geltend machen.

In den stärksten Ausdrücken gab König Karl IX. seinen Abscheu vor der an dem Admiral verübten Missethat zu erkennen. Zu gleicher Zeit drohte er den Mördern die schwersten Strafen an. Mit der aufrichtigsten Theilnahme, wie es schien, erkundigte sich Karl nach dem Befinden des Verwundeten. Die Königin Katharina drückte ihre Freude aus, den Admiral so standhaft in seinen Leiden und so voll guten Muthes zu finden. Coligny nahm die ganze Kraft zusammen, welche seine Wunden ihm übrig gelassen, um dem Könige noch einmal das Herz zu rühren. Er gab ihm zuerst für seine Person die feierliche Versicherung, daß er es mit dem Vaterlande und mit dem Könige stets redlich gemeint habe; er wies darauf hin, daß er von seinen Feinden schwer verläumdet worden sei, und wohl noch schwerer werde verläumdet werden, falls er an seinen Wunden sterben sollte. Von diesen seinen noch blutenden Wunden nahm er Veranlassung, die Feinde des Vaterlandes und des Königs näher zu bezeichnen. „Dieselben Menschen,“ sagte er, „welche jetzt mitten unter den zur Feier des Friedens begangenen Festlichkeiten mir meine Wunden schlugen

und durch diese von neuem die Zwietracht gewaltsam heraufbeschworen, dieselben Menschen sind es, welche auch bisher die Schuld des unglückseligen Bürgerkrieges trugen.“ Coligny ging dann auf den flandrischen Kriegszug über, dessen Ausführung er dem Könige auf's Ernstlichste empfahl, und schloß seine Rede damit, daß er sich über die wiederholten, offenkundigen Verletzungen des Pacifications-Edictes beschwerte und ausführte, daß nur eine gewissenhafte Erfüllung der ertheilten Zusagen den innern Frieden des Landes zu sichern vermöge. Der König gab dem Admiral alle gewünschten Zusicherungen und bemerkte namentlich, daß noch in der jüngsten Zeit Commissaire in die Provinzen geschickt worden seien, welche die gewissenhafte Vollziehung des Friedens überwachen sollten. Der Admiral erwiederte, daß darunter Leute seien, welche ihn zum Strange verurtheilt und einen Preis auf sein Haupt gesetzt hätten. Der König versprach, sofort andere, unverdächtige Commissaire abzusenden, und erkundigte sich, indem er den Mördern seine Rache androhte, nach den Personen, gegen welche Coligny wegen des Mordversuches Verdacht hege. Der Admiral antwortete: nicht weit von seinem Throne werde der König sie finden. Doch, fügte er hinzu, er begehre nicht Rache, sondern nur strenge Gerechtigkeit.

Schließlich fragte der König noch, ob der Admiral mit den ernannten Untersuchungsrichtern zufrieden sei. Coligny sprach den Wunsch aus, Cavagnes und Maspārault möchten denselben noch hinzugefügt werden, welche Bitte ihm sofort gewährt wurde.

Nachdem diese Worte zwischen Karl IX. und dem Admiral gewechselt worden waren, und der Letztere vergeblich versucht hatte, mit dem Könige ohne Zeugen zu sprechen, traten die Personen vom Gefolge des Königs und die hugenottischen Edelleute, welche sich entfernt hatten, wieder ein. Der König begehrte, die Kugel zu sehen, welche dem Admiral aus dem Arme geschnitten worden war. Sie war von Kupfer. Der König und seine Mutter betrachteten dieselbe aufmerksam. Die Königin Mutter gab zu erkennen, sie freue sich, daß die Kugel glücklich entfernt worden sei; „denn," fügte sie bedeutungsvoll hinzu, „ich erinnere mich, daß, als der Herzog von Guise vor Orleans verwundet wurde, die Aerzte sagten, sie seien nicht im Stande ihn zu retten, falls die Kugel nicht beseitigt werden könnte. Die Kugel ward nicht ausgeschnitten, der Herzog starb."

Der Herzog von Guise, welcher vor Orleans blieb, war der Vater der beiden Brüder gleichen Namens, welche in jener Zeit zu Paris überwiegenden Einfluß

auf die Geschäfte des Staates ausübten. Coligny's Feinde hatten ihn dieser Mordthat beschuldigt, ohne jedoch den geringsten Beweis für ihre Anschuldigungen beibringen zu können. Daß die Königin Mutter in Coligny's Gegenwart von der Ermordung des Herzogs von Guise vor Orleans sprach, deutete an, daß sie den auf den Herzog von Guise gemachten Anfall auf gleiche Stufe mit demjenigen stellte, dessen Opfer Coligny geworden war. So schimmerte unter den freundlichen Worten, welche Karl IX. und seine Mutter in reichem Maße über Coligny ausgossen, das Wetterleuchten des Grimmes hindurch, welches bald in einem furchtbaren Gewitter sich entladen sollte.

Achtes Kapitel.

In des Herzens klarer Tiefe
Ruht die höchste Kraft des Geistes.

Heloise Desfleurs hatte neue Hoffnungen, allein zu gleicher Zeit auch neue Befürchtungen aus den Worten geschöpft, welche Johann von Ferrieres in ihrem Beisein an die Damen der Königin gerichtet. Da Katharina am Tage, an welchem der Mordversuch auf Coligny mißlungen, zu sehr beschäftigt war, um, wie sie sonst zu thun pflegte, die Huldigungen ihrer Damen anzunehmen, so wurden dieselben, nachdem sie einige Stunden vergeblich gewartet, von der Oberhofmeisterin entlassen. Heloise Desfleurs wurde in die ihr bestimmten Gemächer zurückgeführt und dort als Gefangene bewacht. Die Zimmer, welche an ihre Gemächer stießen, waren von andern Hoffräulein bewohnt, welche längst zu unbedingtem Gehorsam ihrer Herrin gegenüber abgerichtet worden waren. Der einzige offene Eingang

zu ihren Zimmern führte durch einen kleinen Vorsaal, in welchem mehrere Diener der Königin saßen. Ohne Zweifel hatten dieselben von der Gräfin Seurdis sehr gemessene Anweisungen erhalten. Nachdem die Oberhofmeisterin Heloisen angekündigt, daß ihr gegen Abend die Ehre zu Theil werden solle, dem Könige vorgestellt zu werden, entfernte sie sich und überließ die Jungfrau ihren Gedanken und ihren bewegten Gefühlen.

Vierundzwanzig Stunden waren erst vergangen, seit Heloise Desfleurs von ihrer Mutter in den königlichen Palast eingeführt worden war. Vierundzwanzig Stunden, allein wie inhaltsschwer, wie entscheidend für Heloisens Zukunft! Die Bande hatten sich gelöst, welche Mutter und Tochter umschlungen hatten. Sie waren zwar niemals sehr innig und fest gewesen, denn Frau Desfleurs hatte eben so wenig ihre Tochter, als ihren verstorbenen Gatten in deren ganzer Tiefe erkannt. Das Senkblei ihres Geistes reichte bei weitem nicht bis zum Grunde der Seele ihrer von der Vorsehung mehr begünstigten Angehörigen. Allein die Grausamkeit und die Treulosigkeit, welche Frau Desfleurs am vergangenen Tage an ihrer Tochter verübt, erweckten alle schlummernden Anlagen und Kräfte Heoisens. Die Jungfrau, welche bisher unter der Leitung ihrer Mutter gestanden, wurde sich plötzlich bewußt,

daß, wenn sie nicht im Stande sei, nach eigener Einsicht zu handeln und durch eigene Anstrengung sich zu retten, sie verloren sein würde. Rasch, wie auf der einen Seite sich zarte Bande gelöst, hatten sich jedoch andere gebildet. Das erste Erscheinen des Vicedoms Johann von Ferrieres hatte auf Heloisen einen tiefen Eindruck gemacht. Alle die Ahnungen, Hoffnungen und Wünsche, welche das erste Zusammentreffen mit Ferrieres in Heloisens Seele angeregt, wurden durch den Besuch, den er ihr am heutigen Tage abgestattet hatte, bestärkt und erhöht. Heloise erkannte mit sicherm Blicke, daß ein Mann von denjenigen Lebensansichten und derjenigen Tiefe des Gemüthes, wie Ferrieres sie besaß, unmöglich Vergnügen haben könne, sich stundenlang mit den herzlosen Damen Katharinens zu unterhalten. Jedes Wort, welches der hugenottische Edelmann gesprochen, hatte für Heloise eine tiefe Bedeutung. Für die Hoffräulein waren alle seine Reden Räthsel, welche sie nicht zu lösen vermochten.

Heloise besaß ein durchaus religiöses Gemüth. Die Religionskriege hatten ihr den Vater geraubt, die widerstrebenden Religionsansichten ihres Vaters und ihrer Mutter hatten ihr schon in den Jahren der Kindheit trübe Augenblicke, später aber und insbesondere nach dem Tode ihres Vaters die bittersten Qualen

bereitet. Die äußern Verhältnisse, in welchen sie bisher gelebt, trugen daher das ihrige dazu bei, die religiösen Anlagen der Jungfrau mehr und mehr zu entfalten. Ihr freier Geist verschmähte die Fesseln, welche tückische Priester den Menschen anzulegen bemüht sind. Der Grundsatz des Protestantismus, das eigene Gewissen nicht abhängig zu machen von den Aussprüchen der Priesterschaft, zeigte ihr den Weg durch das Labyrinth des Lebens. Ein Kind des sechzehnten Jahrhunderts, nahm Heloise Desfleurs Theil an den Anschauungen und Bestrebungen ihrer Zeit. Damals galt es, mit Hülfe der in der Bibel enthaltenen Wahrheiten das Joch zu zerbrechen, welches eine verruchte und ausgeartete Priesterschaft der gesammten Christenheit auferlegt hatte. Allgemeine Vernunftgründe hätten es nicht vermocht, die Herrschaft des Aberglaubens in jener Zeit zu erschüttern. Die Bibel war damals eine schärfere Waffe als die aus allgemeinen Grundsätzen abgeleiteten Wahrheiten. Die Bibel bildete auch für Heloisen die Quelle, aus welcher sie Trost in Leiden und Gewißheit inmitten mancher Zweifel schöpfte. In den Räumen des Königspalastes gab es wohl Cruzifixe und Rosenkränze, Heiligenbilder und Reliquien, allein die Bibel war hier verpönt, da sie als das Gesetzbuch der Hugenotten betrachtet wurde.

Als die Jungfrau sich in den ihr angewiesenen Gemächern allein fand, dankte sie vor Allem der Vorsehung für den Freund, welchen sie ihr in Ferrieres zugesendet. „Wann," so fragte sie sich seufzend, „wann werde ich ihn wiedersehen?" Dann gedachte sie der Gefahren, auf welche ihr Freund sie aufmerksam gemacht hatte, von welchen sie jedoch keinen bestimmten Begriff zu fassen vermochte. Lange ging sie mit sich zu Rathe, wie sie sich aus den Schlingen der Königin losmachen könne? Aus dem Louvre zu entfliehen, schien ihr nicht unmöglich zu sein. Was aber dann? Wohl drohten ihr Gefahren im Königshause, doch hier hatte sie zuerst auch Ferrieres gesehen, den Mann, welcher ihr von der Vorsehung als Retter geschickt worden zu sein schien. Freundlos und allein, wo sollte sie eine Zuflucht finden, falls es ihr auch gelänge, aus dem Louvre zu entkommen? Zudem befürchtete sie, falls ihr Fluchtversuch mißlänge, wiederum mißhandelt und in den unterirdischen Kerker geworfen zu werden. Da würde der Freund sich ihr wohl schwerlich annähern, ihr nicht mehr die rettende Hand bieten können. Sie entschloß sich daher, bevor sie von ihm einen Wink erhalten, keinen Fluchtversuch zu machen.

Am Abende sollte Heloise dem Könige vorgestellt

werden, sie hoffte, bei dieser Gelegenheit Ferrieres vielleicht wiederzusehen, denn sie ahnte nicht, daß ihr auf dem Gange zum Könige eine Schlinge gelegt werden könne.

Nachdem die Jungfrau einige Zeit hindurch über ihre Lage, ihre Zukunft und ihre Vergangenheit nachgedacht, blickte sie zum Fenster hinaus und sah gegenüber die Abtei von St. Germain l'Auxerrois, nach welcher, da es die Zeit der Vesper war, viele Gläubige zogen. Auf den Straßen, rings um das Louvre her, standen die Menschen in dichten Gruppen und schienen sich eifrig zu unterhalten. Waffen wurden in das Schloß gebracht, welches von zahlreichen Wachen besetzt war und durch dessen Thore wiederholt Soldaten in die innern Räume einzogen. Aus den Gesprächen, welche die Hoffräulein miteinander geführt, hatte Heloise entnommen, daß der von ihr hochverehrte Admiral Coligny meuchlerisch verwundet worden war, und daß man am Hofe der Königin den Admiral lieber todt als lebendig wüßte. Was die Jungfrau selbst erfahren, bewies ihr am deutlichsten, daß der Groll der Katholiken gegen die Hugenotten unversöhnlich und tödtlich sei. Mannichfaltige Besorgnisse für ihre Glaubenspartei gesellten sich zu denjenigen, welche sie für sich selbst hegte. Sie hatte viel gelernt in den letzten

vierundzwanzig Stunden. Wie sollten Tugend und Freiheit im großen Vaterlande Wurzeln schlagen, wachsen und gedeihen, wenn diese Stützen jeder Gesellschaft in der Königsburg so bitter verfolgt würden? Wie sollte Glaubensfreiheit im ganzen Lande bestehen, wenn im königlichen Schlosse die grausamste Glaubensverfolgung geübt wurde? Die rauschenden Klänge der festlichen Musik waren in der vergangenen Nacht in ihren finstern Kerker gedrungen. Sie waren ihr erschienen als die Grabesmusik der Freiheit. Alles, was die Jungfrau seit vierundzwanzig Stunden in dem Königspalaste gesehen und gehört hatte, deutete auf einen so tiefen Haß gegen die Partei der Hugenotten, daß sie nicht glauben konnte, der Religionsfriede werde gehalten werden. Selbst die äußere Ausstattung ihrer Zimmer deutete auf ein starres Festhalten an den Grundsätzen der sogenannten alleinseligmachenden Kirche und auf fanatische Wuth gegen Andersglaubende. Cruzifix, Rosenkranz und Gebetbuch lagen auf einem Betpulte; das Gebetbuch war voll von Gebeten, welche die Ketzer verfluchten, und reich ausgestattet mit Bildern, welche wüthende Glaubenseiferer als heilige und muthige Beschützer der Kirche Christi darstellten. An den Wänden hingen verschiedene Gemälde, welche Auto da Fés darstellten.

Die Bilder, welche in ihrem Schlafgemache zunächst über ihrem Bette aufgehängt waren, hatten einen andern Charakter. Sie trieben das Roth der Scham auf die Wangen der züchtigen Jungfrau. Sittenlosigkeit und Glaubenswuth sprachen sich zu gleicher Zeit in der Ausschmückung der Gemächer aus. Diese beiden Merkmale schienen ihr überhaupt bezeichnend zu sein für diejenige Partei, deren Häupter Katharina von Medicis, Karl IX. und die Herzoge von Guise waren. Sittenreinheit betrachtete die Jungfrau als das eigentliche Wesen des Christenthums, und eine Religion, welche die Herzen ihrer Bekenner nicht reinigte, veredelte und stärkte, war in ihren Augen Gott nicht wohlgefällig. Sie verglich die Träger der katholischen Partei mit denjenigen der Hugenotten, Karl IX. mit Coligny, die Königin Katharina mit der Mutter des Königs von Navarra, den jungen Heinrich von Bourbon, ihren Sohn, mit den Prinzen des Hauses Valois. Wie blutgierig und herrschsüchtig, wie lasterhaft und heimtückisch waren die Valois mit ihrem ganzen Anhange! wie hochherzig und edel war Coligny! wie rein und erhaben die jüngst ermordete Königin von Navarra! Zu welch' großen Hoffnungen berechtigte Heinrich von Bourbon!

Als die Dämmerung einbrach, trat die Gräfin Seurdis, von zwei Kammerfrauen begleitet, in das Zimmer und forderte Heloisen auf, sich zu schmücken, um dem Könige vorgestellt zu werden.

Neuntes Kapitel.

Schmücke Dich Jungfrau! Ist rein Dein Gemüth,
Freude der Liebe Dir immerhin blüht.

Aus ihren Träumereien aufgeschreckt, blickte Heloise Desfleurs verwundert auf Gräfin Seurdis und ihre Begleiterinnen. Sie bedurfte einiger Zeit, um sich ihre Lage und die Absichten zu vergegenwärtigen, in welchen die Oberhofmeisterin und die beiden Kammerfrauen bei ihr eingetreten waren. Mit gemischten Gefühlen der Hoffnung und der Sorge erinnerte sie sich daran, daß sie dem Könige vorgestellt werden sollte. Ihre Hoffnung hatte eine bestimmte Richtung, sie ging dahin, Ferrieres wiederzusehen; ihre Sorge war schwankend und unbestimmt. Sie gründete sich nur auf die Warnungen, welche Ferrieres ihr gegeben hatte, und auf das Bewußtsein, daß sie inmitten zahlreicher Feinde lebe. Die bestimmte Hoffnung hatte das Uebergewicht über die unbestimmte Sorge. Der

Gedanke, sich festlich zu schmücken, war ihr nicht unangenehm; denn wenn sie auch ernst gestimmt war, so schien ihr doch das Wiedersehen Johann's von Ferrieres, auf welches sie mit Sicherheit rechnete, ein Fest zu sein, für welches sie sich gern schmückte. Die reichen, bunten Gewänder, welche die Kammerfrauen brachten, mißfielen ihr sehr; die anspruchlose Jungfrau, welche in ländlicher Einsamkeit herangewachsen war, hatte ihren Geschmack nicht in den Prunksälen des Königspalastes, sondern in der frischen, freien Natur ausgebildet. Die Blumen des Waldes und der Wiesen waren ihr Modejournal. In die Farben ihrer Lieblingsblumen kleidete sie sich selbst am liebsten. Nach den Farben ihrer Lieblingsblumen benannte sie ihre verschiedenen Kleider. Sie hatte ein Vergißmeinnichtkleid und ein Veilchenkleid, ein Rosenkleid und ein Lilienkleid. Diese Kleider zog sie allen andern Kleidern vor. Die Gewänder, welche die beiden Kammerfrauen trugen, nannte Heloise Tulpenkleider, so bunt waren ihre Farben gemischt und so wenig bescheiden schienen sie ihr. Endlich brachte die Kammerfrau ein weißes Kleid, welches sie anlegte in dem Gedanken an ihre Lieblingsblume, die weiße Lilie. Fürwahr ein Bild weiblicher Unschuld und fleckenloser Reinheit stand Heloise Desfleurs inmitten der sie schmückenden Frauen

Blendend weiß, wie die Lilie, war die Farbe ihres Gesichtes, ihres Nackens und ihrer Arme. In weniger bewegten Tagen fehlte es ihren Wangen nicht an frischer Röthe; allein die furchtbare Nacht, welche sie in dem königlichen Kerker zugebracht, die Mißhandlungen, die sie daselbst auszustehen gehabt, und die mannichfaltigen Besorgnisse, die sie immer noch hegte, hatten ihre Wangen sichtlich gebleicht. Wenn die Jungfrau die Farbe der Lilie an sich trug, so fehlten ihr auch diejenigen ihrer übrigen Lieblingsblumen nicht. Das Veilchen hatte ihrem Auge die Farbe gegeben, die Rosenknospe hatte ihre Lippen gemalt und von den Staubfäden der Lilie und des Vergißmeinnichts waren ihre Haare goldblond gewoben. Die Farben, welche Heloise an sich trug, können die Blumen des Frühlings uns wohl anschaulich machen. Doch ihre Gestalt, der Ausdruck ihrer Gesichtszüge, die Anmuth ihrer Bewegungen fand in dem Reiche der Pflanzen keine würdige Gegenstände der Vergleichung. Ihre Gestalt war hoch und zart, ihre Arme und ihre Hände von dem schönsten Ebenmaße; der Ausdruck ihrer Gesichtszüge war zwar ernst, allein ihr Ernst war gemildert durch kindliche Unbefangenheit, jungfräuliche Schamhaftigkeit und die ersten Regungen der Liebe, welche ihrem Munde Leben und Bewegung, ihrem

Auge Feuer und ihren Wangen frische Röthe brachten. Sie hatte niemals tanzen gelernt, allein sie war den Bewegungen gefolgt, welche die von Frühlingswinden geschaukelten Blumen und Blüten machten, und sie hatte sich selbst stets bewegt, wie der Drang ihrer Seele es ihr eingab.

Heloise legte ein faltenreiches weißes Gewand und einen vergißmeinnichtblauen Gürtel an, steckte sich eine frische Rosenknospe in das Haar, welches in sanftgelockten Ringen ein goldnes Netz um Hals und Brust gewebt hatte, und dachte so ihren Putz vollendet. Doch anders meinte Gräfin Seurdis. Sie hatte künstliche Blumen für den Kopfputz und mancherlei Geschmeide für Arme, Nacken und Ohren mitgebracht. Von alle dem wollte Heloise keinen Gebrauch machen. Auch Schminke führte die Oberhofmeisterin bei sich, die bleichen Wangen zu röthen. Mit Widerwillen wandte sich die Jungfrau von dieser ab. Doch die Gräfin ließ sich nicht so leicht abweisen. Sie berief sich auf die Befehle der Königin und auf die Sitte des Hofes. Alle Widerreden Heloisens fruchteten nichts, bis sie endlich der Gräfin drohte, sie werde in Gegenwart des Königs sich die Schminke von den Wangen reiben und sich bei ihm darüber beklagen, daß ihr dieselbe wider ihren Willen aufgelegt worden sei.

Kaum war der Anzug Heloisens vollendet, so traten die Hofdamen Du Rouet, Boilet und Vienne in das Zimmer ein, nicht um sich des Anblickes der lieblichen Jungfrau zu freuen, nicht um sie vor drohenden Gefahren zu warnen, oder ihr die Aussicht eines Wiedersehens mit Ferrieres zu eröffnen, sondern um die bevorzugte Nebenbuhlerin zu quälen und das Opfer zu schmücken, bevor es fiele. Dieselben Zumuthungen, welche die Oberhofmeisterin Heloisen gemacht, wurden jetzt erneuert. Sie wurden mit manchen bittern Bemerkungen gewürzt.

Die neidischen Fräulein nannten die Wangen Heloisens leichenblaß, das weiße Atlaskleid, welches sie angelegt hatte, ein Leichenhemd, die Rosenknospe, welche sie in das Haar gesteckt hatte, den Schmuck einer Bäuerin. Fräulein Du Rouet, stolz in dem Bewußtsein, die Gunst ihres Königs genossen zu haben, sprühte Feuer und Flammen gegen Heloisen, welche in ihren Augen nichts Anderes, als eine bevorzugte Nebenbuhlerin war. Die Dame Vienne hegte den Argwohn, Heloise stehe in einem Liebesverhältniß mit dem Vicedom von Chartres und sei die Ursache, weshalb ihr dieser junge Mann nicht die gewünschte Aufmerksamkeit schenke. Fräulein Boilet war mit den beiden andern Hofdamen damit einverstanden,

daß ihnen jedenfalls der Vorzug vor der Fremden gebühre. Die Jungfrau trat den drei Hoffräulein mit derselben Entschiedenheit entgegen, wie zuvor der Oberhofmeisterin. Sie ließ sich weder Geschmeide noch Schminke aufnöthigen. Die spitzen Reden der boshaften Hofdamen überging sie mit Stillschweigen, auch beachtete sie dieselben wenig. Nur die Bemerkung, das weiße Kleid, das sie angelegt, sei ein Leichenhemd, machte einigen Eindruck auf Heloisen. Der Gedanke des Todes, mit welchem sie sich seit dem gestrigen Tage so viel beschäftigt hatte, tauchte von neuem aus dem bewegten Meere ihrer Seele wieder auf. Ihre Stimmung wurde dadurch ernster und entschlossener, und ihr Vorsatz fester, sich so zu benehmen, daß sie keine Reue fühlen müßte, falls das Gewand, das sie trüge, in der That ihr Leichenhemd sein sollte.

Mittlerweile war es Nacht geworden; die Gräfin Seurdis forderte Heloisen auf, ihr zu folgen. Die Jungfrau hatte geglaubt, mit sämmtlichen übrigen Hofdamen der Königin in den Festsaal des Königs eingeführt zu werden. Es fiel ihr auf, daß die drei anwesenden Hofdamen sich nicht anschickten, mitzugehen. Die Stichelreden derselben und die Blicke, welche sie miteinander und mit den beiden Kammerfrauen gewechselt, hatten ihre Aufmerksamkeit bereits auf sich

gezogen. Sie richtete daher die bestimmte Frage an die Gräfin Seurdis, warum die andern Hofdamen nicht auch an dem Feste Antheil nähmen? Ein lautes Gelächter von Seiten der drei Hoffräulein und der beiden Kammerfrauen war die Antwort. Die Oberhofmeisterin, welche Gelegenheit gehabt hatte, den entschiedenen Charakter Heloisens kennen zu lernen, befürchtete, diese möchte Verdacht schöpfen und sich vielleicht gar weigern, ihr zu folgen, verwies den Damen und den Kammerfrauen ihr unanständiges Benehmen und befahl ihnen, sofort das Zimmer zu verlassen. Als sich die Oberhofmeisterin mit Heloisen allein befand, versicherte sie das arme Kind, sie werde nicht von seiner Seite weichen, es habe durchaus nichts zu befürchten; die Hofessitte verlange, daß jede Dame der Königin Katharina dem Könige vorgestellt werde, und dieser solle Genüge geleistet werden. Gräfin Seurdis hatte sich Heloisen gegenüber immer mit einem gewissen Anstande und einer gewissen Würde benommen. Das unerfahrene Mädchen hielt diese daher nicht für fähig, sie tückisch zu hintergehen und in gelegte Fallen zu locken. Die Oberhofmeisterin hatte die ausgelassenen Fräulein und Kammerfrauen vor wenigen Augenblicken auf's Schärfste zurechtgewiesen. Heloise hatte wohl erkannt, daß die Gräfin den Befehlen der

Königin unbedingten Gehorsam leiste; allein ihr reines Gemüth und ihre Unkenntniß der Welt ließen den Gedanken an einen Plan, wie er wirklich vorlag, nicht aufkommen. Die Jungfrau folgte der Oberhofmeisterin, zwar nicht mit Seelenruhe und Zuversicht, vielmehr mit Bangigkeit und Unbehagen, allein doch ohne einen bestimmten Argwohn zu hegen und in dem Glauben an die Wahrheit der ihr von der Gräfin Seurdis gegebenen Zusicherungen.

Als Heloise an der Seite der Oberhofmeisterin durch den Vorsaal auf den Gang heraus trat, erblickte sie in dem Hofe des Königspalastes zahlreiche Truppen unter den Waffen stehen; in dem Gange selbst waren Schildwachen aufgestellt, welche vor dem Kreuze, welches die Oberhofmeisterin trug, die Waffen präsentirten. Durch lange Gänge, welche hell erleuchtet und wohl bewacht waren, gelangten die beiden Frauen endlich an eine enge Thür, zu welcher die Gräfin den Schlüssel bei sich führte und welche sie hinter sich vorsichtig wieder verschloß. Dieses fiel Heloisen unangenehm auf, allein ihre Begleiterin ließ ihr keine Zeit sich darüber auszusprechen. Sie ging voran eine enge Wendeltreppe hinauf; Heloise zögerte ihr zu folgen und vernahm, während sie einige Schritte hinter der Gräfin zurückgeblieben war, die Stimme Ferrieres,

welcher ihr zuflüsterte: „Ich bin hier, um Dich zu beschützen.“ Die Oberhofmeisterin bemerkte, daß Heloise ihr nicht gefolgt sei, wandte sich um, ergriff sie bei der Hand und zog sie mit sich fort. Die beiden Frauen standen jetzt an einem Vorhange, welchen die Oberhofmeisterin zurückschlug. Zu gleicher Zeit nahm sie Heloisen den Shawl ab, welcher ihre Gestalt verhüllte, und flüsterte ihr zu: „Hier ist der König.“ Mit unaussprechlichen Gefühlen sah sich die Jungfrau plötzlich allein, dem Könige gegenüber. Die Gräfin war hinter dem Vorhange, welchen sie wieder geschlossen, verschwunden.

Freundlich lächelnd trat Karl IX. dem hocherröthenden Mädchen entgegen. Heloise, welcher jetzt auf einmal Alles klar wurde, wandte sich um und wollte entfliehen. Eilig schlug sie den Vorhang zurück, doch als sie hinter diesem eine Thür verschlossen fand, welche die verrätherische Oberhofmeisterin von außen verriegelt hatte, schrie sie laut um Hülfe. Während der König sich bemühte, die Jungfrau tiefer in das Zimmer herein zu ziehen und ihre Stimme zu ersticken, indem er ihren Mund mit seinen Händen bedeckte, hörte Heloise Ferrieres die Worte rufen: „Fort von hier, Du Kupplerin.“ Gleich darauf öffnete sich die Thür und der Vorhang; der hugenottische Edelmann

trat ein, der König bebte zurück, Ferrieres nahm die Jungfrau an der Hand und führte sie zum Zimmer hinaus. Hinter der Thür stand noch die Gräfin Seurdis Wache. Ferrieres drängte sie in des Königs Zimmer hinein und verschloß darauf die Thüre von außen.

Zehntes Kapitel.

Alles Heil'ge ward geschändet,
Alles Hohe ward befleckt!
C. H. Schnauffer.

Eine Zeit lang stand die Gräfin Seurdis zwischen der Thür und dem Vorhange, ohne sich zu rühren; denn sie fürchtete zugleich den Zorn des Königs und den des Vicedoms von Chartres. Karl IX. war gewöhnt, die Mißstimmung über jedes verunglückte Unternehmen an denjenigen Personen auszulassen, welche ihm zuerst in die Nähe kamen. Der Vicedom von Chartres hatte ihr mit einem bezeichnenden Blicke, indem er zwei Finger seiner Linken auf den Mund legte, einen scharf geschliffenen Dolch vorgehalten. Die Gräfin hatte ihn verstanden, und da sie keine Lust hatte, ihr Leben auf's Spiel zu setzen, still geschwiegen, bis sie den König ungestüm seinen Kammerdiener rufen hörte. Sie trat jetzt bebend aus ihrem Verstecke hervor und fragte den König, ob sie ihm dienen könne?

„Wie kommen Sie hierher, Gräfin Seurdis?“ fuhr er sie zornschnaubend an

„Ich führte Eurer Majestät die lange vergeblich gesuchte Jungfrau zu. Höchstdieselben sehen, daß ich hier noch ihren Shawl im Arme trage.“

„Sie wollten also Zeugin meiner Schäferstunde sein? Schämen Sie sich! Ich hätte Sie für discreter gehalten.“

Ganz verwirrt über die Vorwürfe des Königs brauchte die Gräfin einige Zeit, um sich zu sammeln, dann stammelte sie mühsam die Worte: „Der Räuber hat mich hereingestoßen und mit dem Tode bedroht, falls ich nicht schwiege. Ich blieb also still, bis ich die Stimme Eurer Majestät vernahm.“

„Verfluchte Kupplerin,“ herrschte sie der König an, „wenn Du Dich mehr fürchtest vor dem Schurken, der sich erkühnt hat, mir aus meinem Schlafgemache meine Schäferin zu entführen, als vor mir, so will ich Dir zeigen, daß ich furchtbarer bin. Ich befehle Ihnen, Gräfin Seurdis, Paris innerhalb einer Stunde zu verlassen; werden Sie später in meiner Hauptstadt angetroffen, so lasse ich Sie aufhängen. Und nun marsch, fort, zu derselben Thür hinaus, durch welche Sie hereingekommen sind.“

„Sie ist verschlossen,“ wimmerte die Oberhofmeisterin.

„Gilt mir gleichviel,“ erwiederte der König höhnisch. „Ich müßte mich schämen, Sie durch die vordere Thür hinaus zu lassen. Mein guter Geschmack könnte in Zweifel gezogen werden.“

Karl IX. sah so wild und grimmig aus und machte sich, während er zu der Gräfin sprach, so viel mit einem Paar Pistolen zu thun, welche er aus einem Wandschranke hervorgeholt hatte, daß diese glaubte, er gehe damit um, sich der Waffen gegen sie zu bedienen. Sie wankte so rasch sie konnte zu der Thür, die ihr bezeichnet worden war, und trat hinter den Vorhang; allein da die Thür von außen verschlossen war, vermochte sie es nicht, das Zimmer zu verlassen. Mittlerweile war jedoch auf das Läuten des Königs sein Kammerdiener herbeigeeilt; er schloß die Thür von außen auf und machte es so der Oberhofmeisterin möglich, zu entkommen. Der König lief, schäumend vor Wuth, in seinem Zimmer auf und nieder. Als der Kammerdiener eingetreten war, befahl er ihm, der Königin Mutter zu bestellen, daß er sie sogleich zu sprechen wünsche. Der Kammerdiener entfernte sich, indem er in tiefster Ehrfurcht den erhaltenen Befehl auf das Genaueste zu vollziehen versprach, und war froh, so rasch als möglich aus dem Zimmer hinaus zu kommen, indem er aus dem Zustande, worin er die

Gräfin Seurdis gefunden, und aus den grimmigen Blicken des Königs schloß, daß dessen Schäferstunde auf eine unangenehme Weise gestört worden sei. Die Königin Katharina war noch nicht zu Bette gegangen, als der Kammerdiener ihres Sohnes bei ihr eingeführt ward. Der Marschall von Gondy=Rets befand sich bei ihr und erstattete Bericht über den Stand der Verhältnisse. Sehr willkommen war es Katharinen, den Ruf des Königs zu erhalten; sie forderte den Marschall auf, sie zu begleiten, und begab sich mit diesem eiligen Fußes zu ihrem Sohne. Unterwegs theilte der Kammerdiener ihr mit, in welchem Zustande er die Oberhofmeisterin und Seine Majestät gefunden. Marschall von Gondy=Rets blieb in dem Vorzimmer zurück, gewärtig der Befehle der Königin. Katharina trat in das Schlafgemach des Königs ein.

Karl IX. empfing seine Mutter mit bittern Vorwürfen. Sie hatte Mühe ihn so weit zu beruhigen, daß er im Stande war, ihr den ganzen Hergang der Sache zu erzählen. Wie der König die Schuld seiner Mutter, so schob diese die Schuld der Gräfin Seurdis zu, und lobte ihren Sohn, so rasch und so richtig die Schuldige bestraft zu haben. Dann aber erkundigte sie sich nach dem Manne, der es gewagt habe, mit Gewalt in des Königs Schlafgemach zu dringen. Der

König hatte denselben nicht erkannt, da derjenige Theil des Zimmers, in welchen er eingedrungen, nur schwach von der in der Mitte des Gemaches aufgehängten Nachtlampe erhellt wurde. Doch glaubte er sich zu erinnern, von der Oberhofmeisterin gehört zu haben, sein Name sei Ferrieres. Bei diesem Namen fuhr die Königin wild auf und sagte zitternd vor Zorn: „Ferrieres, der Vicedom von Chartres, war es auch, welcher in der gestrigen Nacht als Leiermann verkleidet aufregende Lieder sang; er war es, der in der Maske des schwarzen Ritters zu mir drang und mich auf's Tiefste verletzte. Ferrieres ist es, welcher, wie ich von Bouchouannes erfahren, die Hugenotten zu offenem Widerstande gegen den König und die gesammte katholische Partei aufforderte. Doch jetzt kann er uns nicht mehr entgehen, denn alle Thore des Palastes sind seit länger als einer Stunde geschlossen, und die Wachen haben den Befehl, Niemanden ein- und auszulassen ohne besondere Erlaubniß von Seiten des Commandanten des Louvre."

„Ohne Zweifel," versetzte Karl, „befindet sich Heloise Desfleurs bei dem Vicedom; mit ihm werden wir auch ihrer habhaft werden. Bei allen Heiligen, sie ist das schönste Weib, das ich jemals gesehen!"

„Du sollst Dich ihres Besitzes erfreuen," entgegnete die Königin, rief dann den Marschall Rets in das

Schlafzimmer des Königs herein, und gab ihm in dessen Beisein den Befehl, das ganze Louvre und die Umgegend des Palastes auf's Sorgfältigste nach dem Vicedom von Chartres und der Hofdame Heloise Desfleurs durchsuchen zu lassen, den Erstern todt oder lebendig, die Letztere aber unversehrt in ihre Hände zu liefern. Marschall Rets entfernte sich. Katharina benutzte aber die dargebotene Gelegenheit, mit dem Könige über die längst beabsichtigte Vertilgung der Hugenotten zu sprechen. „In dem Vicedom von Chartres, Johann von Ferrieres, und Heloisen Desfleurs erkennen wir," so begann Katharina, „zwei getreue Vertreter der hugenottischen Partei. Ein katholisches Mädchen hätte es nicht gewagt, ihrem Könige so frechen Trotz zu bieten. Ein katholischer Edelmann hätte sich nicht unterfangen, um eines Mädchens willen gegen seinen König in die Schranken zu treten. In diesen Hugenotten wohnt ein Geist der Widerspenstigkeit, ein Tugendstolz und ein Freiheitsmuth, welche gebrochen werden müssen, soll anders die Herrschaft der Könige in Frankreich auf festem Grunde ruhen."

Karl IX. lachte und fügte höhnisch hinzu: „Den Geist der Widerspenstigkeit müssen wir allerdings brechen; an den Stolz der Tugend und an Freiheitsmuth kann ich aber nicht glauben; die Eifersucht war es, welche den

Vicedom von Chartres bewegte, mir meine Schäferin zu entführen, und wäre Heloise Desfleurs gehörig vorbereitet worden, so hätte sie den gewöhnlichen Edelmann dem Könige nicht vorgezogen. Allein die Gräfin Seurdis hat sich wieder einmal recht abgeschmackt benommen; dafür mag sie in der Verbannung büßen!"

„Du täuschest Dich," entgegnete die Königin, „in diesen zwei Menschen wie in der gesammten Partei der Hugenotten. Ihre Widerspenstigkeit, durch welche Frankreich seit Jahrzehnden erschüttert und wiederholt an den Rand des Abgrundes gebracht worden, ist nur die Folge ihres Tugendstolzes und ihres Freiheitsmuthes; nimmermehr hätten sie so lange ausgeharrt, nimmer nach so vielen Niederlagen sich immer wieder erhoben, besäßen sie nicht jenen Tugendstolz, welcher ihnen Abscheu einflößt vor den Vergnügungen des Hoflebens, und jenen Freiheitsmuth, welcher sie unfähig macht, blinde Werkzeuge des Königthumes zu sein. Statt sich, gleich uns, zu vergnügen, wollen sie uns eines Bessern belehren, statt dem Könige zu gehorchen, wollen sie ihn beherrschen."

Der König schüttelte ungläubig den Kopf. In diesem Augenblicke wurde der Marschall Rets angemeldet. Die Königin bat, ihn einzulassen; Karl winkte bejahend, der Marschall trat ein.

Elftes Kapitel.

Seelenfrieden, reine Lust
Wohnt nicht in des Bösen Brust.

Die Königin eilte dem Marschall entgegen und fragte ihn mit wildem Grimme: „Sind sie gefangen?“ Der Marschall erwiederte: „Noch nicht, doch werden sie meinen Nachforschungen nicht entgehen. Sie können unmöglich aus dem Louvre entkommen sein. Meine Wachen sind damit beschäftigt, alle Winkel des Palastes zu durchsuchen.“

„Wir sind von Verräthern umgeben,“ versetzte Katharina, zu ihrem Sohne gewandt. „Wären die Beiden nicht da oder dort freundlich aufgenommen worden, so hätten sie längst aufgefunden werden müssen. Hätte Johann von Ferrieres nicht geheime Einverständnisse im Louvre, so hätte er unmöglich als Leiermann und als schwarzer Ritter auf dem Maskenfeste erscheinen können, denn im Louvre legte er diese

beiden Masken an. Ich weiß, daß er in seinem gewöhnlichen Anzuge in das Louvre eintrat."

Marschall Rets, welcher wohl verstand, daß die Königin durch diese Worte ihren Sohn in Aufregung versetzen und von ihrem Lieblingsplane, der Vertilgung der Hugenotten, sprechen wollte, fügte hinzu: „Die Hugenotten haben überall ihre heimlichen Freunde; darum ist es uns nie gelungen, sie zu vernichten. Wir müssen endlich mit ihnen aufräumen, oder unsere heilige katholische Religion wird bald nur von ihrer Gnade leben."

„Wie verhalten sie sich denn jetzt, nachdem der Versuch auf den Admiral mißlungen?" fragte die Königin.

Marschall Rets erwiederte: „Ruhiger, als nach ihren hochtrabenden Reden zu erwarten stand. Die große Masse folgt mit blindem Vertrauen den Eingebungen des Admirals von Coligny, und dieser predigt Frieden und Ergebung."

„Was sollen wir aber machen?" fragte der König. „Wie sollen wir aus diesem Zustande der Unbehaglichkeit heraustreten?"

Rets antwortete: „Ich rathe, jetzt noch zuzuwarten. Wenn wir, denen die Welt doch jedenfalls den Anfall auf Coligny zur Last legen wird, über die Hugenotten

herfallen, so wird man uns eines vorbereiteten und reiflich erwogenen Mordplanes gegen sie bezüchtigen. Warten wir aber einige Tage, so werden uns ohne allen Zweifel Gelegenheiten geboten, mit dem Scheine des Rechtes sie niederzumachen. Der Schein des Rechtes ist aber wichtig, nicht blos gegenüber manchen einflußreichen französischen Herren, sondern auch gegenüber den auswärtigen Mächten, zumal der Königin Elisabeth von England, dem Prinzen von Oranien und den deutschen Fürsten. Auch der heilige Vater in Rom hat sich dahin ausgesprochen, es sollten alle Einleitungen so getroffen werden, daß der Sieg über die Hugenotten öffentlich gefeiert und als ein Strafgericht Gottes dargestellt werden könne."

„Auf diese Weise," versetzte Karl IX., „werden wir nicht zu Ende kommen. Die Hugenotten verhalten sich ruhig, weil sie wissen, daß sie in unserer Macht sind. Wir können sie wohl niedermachen, allein nimmermehr den Schein vermeiden, sie trügerisch in das Netz gezogen zu haben."

„Die Meinung des Marschalls," erwiederte die Königin, „geht nur dahin, wo möglich den Schein zu retten; läßt er sich nicht retten, nun gut, so führen wir den Streich nicht minder aus."

Mit diesen Worten verließen die Königin und

Marschall Rets den König. Der Marschall begleitete Katharinen in ihr Cabinet zurück und setzte dort die im Schlafgemache des Königs abgebrochene Unterredung fort. Die Königin begann, indem sie sich über den Wankelmuth und die Unentschiedenheit ihres Sohnes in den bittersten Ausdrücken erging. Der Marschall Rets warf die Frage ein: „Würden Sie es vorziehen, wenn der König seinem eigenen Willen mit unerschütterlicher Beharrlichkeit folgte?"

„Fürwahr, nein," antwortete Katharina, „nicht umsonst habe ich ihn frühzeitig in den Dienst der Liebe eingeweiht. Ich wünschte nicht, daß er eigensinnig auf seinem Willen beharrte, allein ich verachte ihn wegen seines schwankenden und wankelmüthigen Charakters."

Marschall Rets bemerkte lächelnd: „Dieses Schwanken und Wanken ist es aber gerade, was unsern Einfluß sichert. Sie mögen den König deshalb verächtlich finden, allein Sie werden sich doch über diese seine Eigenschaft in Ihrem Innern freuen."

„Genug hiervon," herrschte ihn Katharina an. „Der König wird sich wohl auch in der großen Frage des Tages unserm Einflusse fügen. Es fragt sich nur, wie weit die Vertilgung unserer Feinde ausgedehnt werden soll? Die Guisen sind uns fast ebenso gefährlich als die Hugenotten, und Montmorency mit

seinem mächtigen Anhange ist uns gleichfalls nicht gewogen."

Der Marschall versetzte: „Jetzt gilt es, die Hugenotten auszurotten. Dazu bedürfen wir der ganzen Macht der katholischen Partei. Der Herzog Franz von Guise wird namentlich dabei die besten Dienste leisten, wie er das ganze Werk begonnen, indem er den Anfall auf den Admiral von Coligny einleitete. Sind erst die Hugenotten vertilgt, ist dadurch die königliche Macht verdoppelt und verdreifacht, dann werden uns die Guisen und die Montmorency nicht mehr gefährlich werden."

Alle weitern Berathungen über die Vertilgung der Hugenotten wurden auf den folgenden Tag verschoben. Der Marschall von Rets zog sich zurück, da es Mitternacht geworden war, um die Nachforschungen gegen den Vicedom von Chartres und Heloise Desfleurs fortzusetzen. Die Königin aber begab sich zu Bette. Ruhe vermochte sie jedoch nicht zu finden. Vergeblich wälzte sie sich auf ihrem prachtvollen Lager hin und her; die seidenen Pfühle, die kostbaren Vorhänge, welche ihre Lagerstatt umgaben, vermochten es nicht, ihre krankhaft aufgeregte Phantasie zu beruhigen. Die Einsamkeit war für Katharinen eine unerträgliche Bürde, doppelt schwer in der Nacht zu tragen. Unbefriedigte

Sinnenlust, das Bewußtsein furchtbarer Verbrechen, welche sie begangen hatte, und die Beschäftigung mit Plänen künftiger Frevelthaten, — alles dieses versetzte das Nervensystem der Königin in eine krankhafte Spannung. Der schwarze Ritter hatte alle wunden Stellen ihrer Seele auf's Schmerzlichste berührt. Er hatte ihre verborgenen Triebe fieberhaft angeregt, sie an die Ermordung des Herrn von Vignerolles erinnert und ihr geheimnißvolle Besorgnisse über den Ausfall des großen Schlages, den sie jetzt zu führen entschlossen war, eingeflößt. Oft mußten ihre Damen ganze Nächte an ihrem Bette durchwachen, um die Traumbilder zu verscheuchen, welche vor den offenen Augen ihrer Herrin schwebten. An jenem Tage hatte sie aber ihre Damen bei Zeiten entlassen, weil sie mit dem Grafen Rets ohne Zeugen zusammen sein wollte. Ungewöhnlich wild floß das Blut in den Adern der blutbefleckten Katharina von Medicis. Auf den Sturm der Bluteswellen folgte tödtliche Ruhe. Das Herz, welches längere Zeit hindurch übermäßig rasch und stark geschlagen hatte, schien zu erschlaffen und hörte auf zu schlagen. Leichenhafte Blässe überdeckte das Gesicht der Königin; ihr Auge blieb offen, allein sie sah mit demselben nicht mehr. Die Bilder, welche in ihrem Innern auf- und niederwogten, waren die einzigen Gegenstände, welche

auf sie wirkten. Vignerolles, der ermordete Günstling, Ferrieres, der schwarze Ritter mit dem höhnischen Blicke, Coligny mit den Wunden in Arm und Hand, die ganze Partei der Hugenotten, die Hochzeitsfeier ihrer Tochter mit dem Könige von Navarra, alles dieses wogte vor ihren starren Blicken. Endlich erhob sie sich von ihrem Lager und schritt in leichtem Nachtgewande von einem ihrer Zimmer zum andern; nachdem sie eine Zeit lang unruhevoll hin und her gegangen war, blieb sie stehen und rief: „Ha, der schwarze Ritter!“ Ihre Augen fingen an, von wildem Feuer zu glühen. Sie streckte ihre nackten Arme aus, als wollte sie ihn an sich ziehen. Plötzlich bebte sie zurück und rief aus: „Vignerolles, nicht ich habe Dich ermordet!“ Mit beiden Händen wehrte sie sich, gleich als wollte ein Mann wider ihren Willen sie umarmen. Allmälig ward ihr Widerstand geringer und sie sank unter dem Ausrufe: „Wehe mir, ich bin verloren!“ zur Erde nieder.

Eine Kammerfrau, welche in der Nähe schlief, glaubte Geräusch im Nebenzimmer zu vernehmen, stand auf und fand die Königin bewußtlos auf der Erde liegend. Mit Hülfe einiger stark riechender Salze brachte sie ihre Herrin zum Bewußtsein zurück. Als Katharina wieder zu sich gekommen war, befahl sie

der Kammerfrau ihre Aerzte und Hofdamen herbeizurufen; doch gleich darauf schien sie sich anders besonnen zu haben. Sie wollte nicht allein bleiben während der Abwesenheit ihrer Kammerfrau und wollte auch nicht, daß irgend Jemand von ihrem Zustande Kenntniß erhalte. Sie rief daher die Kammerfrau, welche bereits auf dem Wege war die Damen zu rufen, zurück. Bald wurde ihr jedoch das Zusammensein mit der alten Zofe langweilig; ihre Nerven waren zu sehr angespannt, als daß sie hätte Ruhe finden können, sie bedurfte der Zerstreuung und forderte die Kammerfrau auf, ihr solche zu verschaffen.

Die Kammerfrau, Clara Didier, war dieselbe, mit welcher der Vicedom von Chartres seit längerer Zeit befreundet gewesen und welche ihm noch in der letzten Zeit die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Wenn sie die Reihe traf, schlief sie im Louvre, außerdem wohnte sie in ihrem eigenen Häuschen in der Vorstadt St. Antoine. Eine einzige Tochter, welche sie hatte, bildete die Freude ihres Alters. Ein wackerer Jüngling, Namens Robert Düval, bewarb sich um dieselbe; ohne Zustimmung ihrer Herrin wagte Clara es aber nicht ihr Jawort zu geben, und Katharina wollte nicht, daß die Tochter ihrer Kammerfrau einem Hugenotten zu Theil werde; ein solcher war nämlich

ihr Geliebter. Jetzt, da die Fürstin von ihr verlangte, ihr Zerstreuung zu verschaffen, erinnerte sie sich daran, daß Robert Düval in der Nähe sei und hoffte, dieser werde ihr einige Erheiterung bereiten und vielleicht ihre Zustimmung zu seinem Ehebündnisse erlangen. Clara bemerkte daher ihrer Herrin, Robert Düval, der Geliebte ihrer Tochter, ein feiner junger Mann, sei in der Nähe und würde besser im Stande sein als sie, etwas zur Unterhaltung der Königin beizutragen. Clara fügte hinzu, sie könne dem jungen Manne vom Fenster aus ein Zeichen geben, auf welches er erscheinen werde. Katharina war in einem solchen Zustande des Körpers und des Geistes, daß sie sich über die sonst üblichen Formen der Etikette gern hinwegsetzte. Auf Clara's Zeichen trat Robert Düval in das Zimmer ein und trug der Königin folgendes Gedicht vor:

Die Sterne des Himmels — sie glühen,
Die Blumen des Frühlings — sie blühen,
Es hebt sich und senkt sich die Welle
Der murlmend verschwiegenen Quelle;
Der Mond, diese Leuchte der Liebe,
Erwecket die schlummernden Triebe. — —

In einem Gebüsche von Rosen,
Da wollte das Liebespaar kosen.
Sie hatten gezählet die Stunden,
Sie hatten sich endlich gefunden.

Bald wird der Morgen schon tagen,
Jetzt gilt es das Höchste zu wagen.

Er blickt der Geliebten in's Auge,
Es saget ihm: sauge, ja sauge
Mein Herz mir aus Busen und Munde;
Ja, küsse mich und dann gesunde.
Da schlugen in sprühenden Flammen
Zwei liebende Herzen zusammen.

Die Worte Robert Düval's machten augenscheinlich einen sehr günstigen Eindruck auf die Königin. Sie waren mit Anmuth und Wärme gesprochen worden, und die Persönlichkeit des Jünglings mochte gleichfalls Katharinen wohl gefallen haben. Die widrigen Bilder, die sie bisher gequält hatten, machten den freundlichern Gestalten Raum, welche Robert Düval ihr vorgeführt hatte. Die Königin entließ ihn unter Zeichen ihrer Huld und zog sich darauf, von Clara geführt, in ihr Schlafgemach zurück. Voll von Seligkeit erwartete Robert den Morgen, um seiner Geliebten die Hoffnungen mittheilen zu können, welche das freundliche Benehmen Katharinens in seiner Seele angeregt hatte.

Zwölftes Kapitel.

Tief im Menschenherz
Wie im Schacht das Erz,
Schlummern mächt'ge Triebe.
Die Gefahr, der Schrecken
Plötzlich sie erwecken,
Und es ist — die Liebe.

Johann von Ferrieres hatte mannichfaltige Verbindungen im Louvre. Als Edelmann und Vicedom von Chartres hatte er Zutritt bei Hofe; mit den Hofdamen der Königin Katharina war er wohl bekannt. Fräulein Bienne widmete ihm zärtliche Gefühle, während Fräulein Du Rouet in ihm ein geschicktes Werkzeug zu finden glaubte, sich die Gunst des Königs zu erhalten. Fräulein Du Rouet hatte ihm genaue Kenntniß von der Stunde gegeben, zu welcher Heloise Desfleurs dem Könige zugeführt werden sollte, und hatte ihm einen Schlüssel zu der geheimen Thür eingehändigt, welche zum Schlafgemache des Königs führte. Clara Didier, eine der Kammerfrauen der Königin, war in

frühern Zeiten in dem elterlichen Hause Johann's von Ferrieres gewesen und hatte nach dem Tode seiner Mutter seine Erziehung geleitet, bis er nach Paris reiste, um daselbst seine Ausbildung zu vervollständigen. Zu derselben Zeit erhielt Clara Didier, welche damals noch Clara de Lille hieß, eine Stelle als Kammerfrau bei der Königin Katharina, in welcher sie Georg Didier, den sie früher schon gekannt, ehelichte. Johann von Ferrieres, welcher damals ein Knabe von zwölf Jahren war, brachte die meisten seiner Festtage im Hause seiner bewährten mütterlichen Freundin zu. Als diese nach wenigen Jahren einer glücklichen Ehe ihren Gatten verlor, wurde Johann von Ferrieres der Wittwe und ihrer einzigen Tochter Marie feste Stütze. Mit den Gefühlen, welche denjenigen einer Mutter nahe kamen, folgte Clara Didier dem hochherzigen Jünglinge auf seiner Bahn durch das Leben, und Marie betrachtete ihn als einen ältern Freund, auf welchen sie in jeder Lage des Lebens zählen zu können wußte.

Diese verschiedenartigen Beziehungen machten es dem Vicedom von Chartres möglich, durchzuführen, was jedem Andern wohl schwerlich gelungen wäre. Bei einbrechender Nacht, bevor die Thore des Louvre geschlossen waren, trat Ferrieres unbemerkt und unerkannt in den Palast ein und verfügte sich auf ver-

schiedenen Umwegen durch die heimliche Thür, zu welcher Fräulein Du Rouet ihm den Schlüssel gegeben, unter die Treppe, welche zum Schlafzimmer Karl's IX. führte. Hier harrte er bis Heloise mit Gräfin Seurdis erschien. Die Treppe entzog ihn den Blicken der Oberhofmeisterin. Doch vernahm Heloise Desfleurs die Worte, welche er ihr zuflüsterte. Sobald Ferrieres hörte, daß Gräfin Seurdis die Thür zum Schlafgemache des Königs zumachte und von außen schloß, trat er aus seinem Verstecke hervor und bedrohte die Wache haltende Oberhofmeisterin. Auf den Hülferuf Heloisens drang er in des Königs Zimmer ein und führte mit festem Schritt seine Geliebte aus der Höhle des Löwen hinweg, nachdem er zuvor die Gräfin Seurdis in dieselbe eingesperrt hatte. Unter der Treppe hatte er einen Mantel und Hut für Heloisen und Gesichtsmasken für sie und sich verborgen. Rasch legte Heloise Mantel und Hut an; Beide nahmen ihre Masken vor das Gesicht und kamen glücklich durch die kleine Thür hindurch, welche sie vorsichtig hinter sich verschlossen. Ohne ein Wort zu sprechen, ging das liebende Paar eiligen Schrittes an verschiedenen Wachen vorbei in das von Clara Didier bewohnte Zimmer. Absichtlich hatte diese ihre Wohnung offen und leer gelassen; sie war in das gefährliche Geheimniß

eingeweiht worden, wagte es aber nicht, unmittelbar zur Förderung einer That mitzuwirken, welche von dem Hofe einem Hochverrathe gleich gerechnet wurde. Im Zimmer seiner mütterlichen Freundin wagte es Johann von Ferrieres zum erstenmale seiner Geliebten tief in das Auge zu blicken. Sprachlos sank sie ihm in die Arme. Die Zeit wohlthuender Herzensergießungen war den Liebenden aber noch nicht erschienen. Die Gefahr war groß; wurden sie von ihren Feinden ergriffen, so entrann Johann von Ferrieres dem Tode nicht, und was sollte dann aus Heloisen werden? Beide fühlten ganz den Ernst der Zeit. Heloise, welche unter dem Mantel ihres Geliebten dessen Dolch erblickte, deutete mit der Hand auf diesen und mit einem Blicke, in welchem zu gleicher Zeit ein Meer von Seligkeit und eine Welt des Schmerzes für ihn lag, erbat sie sich diese letzte Zuflucht der bedrängten Unschuld. Ferrieres reichte ihr die Waffe, ergriff zwei Karten, welche auf dem Tische lagen, und öffnete die Thür mit den Worten: „Nur schnelle Flucht kann uns retten.“ Die Jungfrau legte ihren Arm in denjenigen des Geliebten und folgte ihm. Die Thore des königlichen Palastes waren bereits geschlossen. Zahlreiche Streifwachen zogen durch die Gänge hin und her. An verschiedenen Stellen standen Schildwachen. Im innern

Hofe lagerte ein Regiment Schweizertruppen. Die Karten, welche Johann von Ferrieres von dem Tische der Clara Didier mitgenommen hatte, waren die Passirscheine, welche für Marie Didier und Robert Düval ausgestellt worden waren. Letzterer befand sich gerade im Louvre und trat seine Karte bereitwillig an Johann von Ferrieres ab; Marie ließ ihre Karte zurück, als sie sich bei anbrechender Nacht aus dem Schlosse entfernte. Sie wußte, auch ohne Passirschein, den Ausgang aus dem Louvre zu gewinnen. Robert Düval war ohngefähr von der Größe Johann's von Ferrieres, obgleich er mehrere Jahre jünger war als dieser. Heloise Desfleurs war etwa von gleichem Alter, wie Marie Didier. Die Wachen am Thore, durch welches Johann und Heloise das Schloß verlassen wollten, betrachteten aufmerksam zuerst die Passirscheine und dann die Träger derselben. Sie mochten denken, daß ein liebendes Paar sich nach einer Schäferstunde sehne, und beeilten sich daher das Thor zu öffnen. Wenige Minuten später erschien der Marschall Gondy-Rets an dem Thore und ertheilte den strengen Befehl, Niemanden zum Palaste hinauszulassen, ohne ausdrücklichen Befehl des Commandanten des Louvre. Er erkundigte sich nach den Personen, welche ich Laufe der letzten halben Stunde zu den Thoren hinaus-

gelassen worden seien, und erfuhr, daß Robert Düval und Marie Didier vor wenigen Augenblicken eines der Thore passirt, sich jedoch durch ihre Passirscheine vollständig ausgewiesen hätten.

Mit hochschlagendem Herzen hatte Heloise am Arme des Geliebten gehangen, als die Wächter ihre Karte betrachteten und dann sie und ihren Begleiter höflich baten, die Masken abzunehmen. Fester schloß sie sich an ihren Freund an, als sie den Palast des Lasters und der Tyrannei hinter sich sah. Nicht fern vom Louvre, in einer Seitenstraße, harrte der Diener Ferrieres' mit drei Pferden auf seinen Herrn. Mit Sicherheit und Gewandtheit schwang sich Heloise auf das ihr bestimmte Roß. Anfangs, um kein Aufsehen zu erregen, langsam, dann immer rascher ging es nach der Vorstadt St. Antoine, woselbst Marie Didier ihm für sich und seine Geliebte in ihrer kleinen Wohnung freundliche Aufnahme zugesagt hatte. Als die drei Pferde, deren Hufschlag Marie vernommen, vor ihrem Hause anhielten, eilte sie, ihre Gäste zu empfangen. Mit Blumen und Kränzen, welche Marie selbst in ihrem Garten gepflückt und gewunden hatte, waren die Zimmer festlich geschmückt. Außer ihr war Niemand im Hause. Vorsichtig hatte Marie die alte Dienerin entlassen, sobald sie aus dem Schlosse zurückgekehrt

war. Marie, welche Johann von Ferrieres als ihren Wohlthäter und Gönner verehrte, freute sich, ihn an der Seite seiner Geliebten in ihrer Wohnung willkommen heißen zu können. Ueberdies war es ihr aber ein Trost, diese Nacht nicht allein im Hause zubringen zu müssen; denn in Paris pflegten sich in damaliger Zeit die jungen Edelleute auf Kosten armer Mädchen gar Vieles zu erlauben. Die Nächte, welche Marie ohne ihre Mutter zu Hause zubringen mußte, waren ihr um so mehr schreckensvoll, als sie nur zu wohl wußte, daß einige Herren vom Hofe ihre lüsternen Blicke auf sie geworfen hatten.

Nachdem Marie ihre Gäste in das Wohnzimmer geführt und das Haus wieder wohl verschlossen und verriegelt hatte, machte sie sich in der Küche einige Geschäfte, um das liebende Paar nicht zu stören.

„Heloise," begann Ferrieres, als sie allein waren, indem er ihre Hände mit Innigkeit drückte, „Heloise, so weit die Macht des Königs von Frankreich reicht, sind wir nicht sicher. Wirst Du mir folgen jenseits derselben?"

„Ich werde Dir folgen über Berg und Thal, über Flüsse und Meere, wohin Du mich führst."

„Unter Gefahren," versetzte Ferrieres, „hat sich der Bund unserer Herzen geschlossen; unter Gefahren

wird er sich bewähren. Wir müssen die Hauptstadt so eilig als möglich verlassen und können nur in den Freistädten unserer Glaubenspartei auf Schutz rechnen. In Larochelles habe ich einflußreiche Freunde. Dort können wir in Sicherheit abwarten, wie sich unsere Schicksale und diejenigen unseres Vaterlandes entwickeln werden. Vor morgen Abend werden wir aber wohl nicht mit Sicherheit Paris verlassen können; denn ohne Zweifel verfolgen uns unsere Feinde jetzt schon nach allen Richtungen hin. Wir müssen für eine passende Verkleidung sorgen. Die Umgegend von Paris werden wir am sichersten durchreisen in der Tracht von Landleuten, welche von dem Markte nach Hause zurückkehren. Chartres dürfen wir übrigens auf unserm Wege nicht berühren, weil ich dort gewiß zunächst aufgesucht werde. Wir nehmen unsern Weg über Orleans, Tours und Poitiers. Unsere Verkleidung können wir von Zeit zu Zeit wechseln. Mit Gottes Hülfe werden wir ja wohl unser Ziel erreichen."

„Und im Nothfalle," fügte Heloise ernst hinzu, indem sie auf ihren Dolch hinwies, „werden wir nicht fürchten, zu sterben."

Ferrieres umarmte seine zarte Braut. Lange hielten sich Beide liebend umschlungen. Marie klopfte von außen an die Thür. Das liebende Paar trennte sich,

um ihre freundliche Wirthin einzulassen. Diese stellte die einfache Abendmahlzeit auf den Tisch. Ferrieres und Heloise setzten sich nebeneinander auf das Sofa, Marie nahm ihren Platz in dem alten Sorgenstuhle ihrer Mutter, in welchem sie sich ausnahm wie ein liebliches Kind in dem Rocke seines Großvaters. Von den Speisen wurde nur wenig genossen, von dem Weine wurden nur die Lippen genetzt. Freundliche Blicke wurden gewechselt, allein nur wenige Worte. Endlich begann Ferrieres: „Wer weiß, wann wir uns wiedersehen? ich schlage vor, daß Jedes von uns Dreien die Geschichte seines Lebens erzähle. Die Verhältnisse wollen es nicht, daß wir uns zur Ruhe begeben. Während wir uns gegenseitig unsere Lebensschicksale mittheilen, kommt der Morgen heran. Dann werden Mutter Clara und Freund Düval nach Hause zurückkehren; bis dahin bleiben wir wach, um sie freundlich begrüßen zu können.“ Heloise und Marie stimmten dem Vorschlage freudig bei. Nach einigen Wechselreden verstand sich Marie Didier dazu, den Anfang mit der Erzählung ihrer Lebensschicksale zu machen.

Dreizehntes Kapitel.

In die zarte Brust der Jugend
Pflanzt der Pfaffe statt der Tugend
Unsinn, Haß und blinde Wuth;
Liebe nur macht's wieder gut.

„Meine Kindheit,“ begann Marie, „war nicht froh. Ich sehnte mich hinaus in die frische, freie Natur und mußte in der häuserreichen Stadt Paris sein ohne Garten und Spielplatz. Ich wurde viel gequält von dem Geistlichen, welcher meine Erziehung leitete. Da mein Vater frühzeitig starb und meine Mutter den größern Theil ihres Lebens im Dienste der Königin abwesend war, so fühlte ich mich immer sehr verlassen und einsam. Als Kind von zwölf Jahren mußte ich zum erstenmale beichten. Ich war mir nicht bewußt, gesündigt und gefehlt zu haben, ich kannte weder meine eigenen Schwächen, noch diejenigen, die man mir vorhielt, und sollte sie doch meinem Beichtvater bekennen. Je weniger ich zu beichten wußte, desto mehr

wurde ich von meinem Beichtiger gequält. Stunden lang mußte ich zur Strafe den Rosenkranz beten und wußte lange Zeit nicht, ob ich meinem Beichtvater offen gestehen sollte, daß es mir unmöglich sei, mehr als zehnmal hintereinander das Vaterunser und den englischen Gruß zu beten, ohne daß meine Gedanken sich von dem Rosenkranze entfernten. In der Hoffnung, mit dem vielen Beten für die Zukunft verschont zu werden, gestand ich dieses endlich ein. Doch jetzt kam ich von dem Regen in die Traufe. Die Zahl der Gebete, welche ich sprechen sollte, wurde verdoppelt und ich wurde angewiesen, dieselben unter den Augen meines Beichtigers und auf meinen Knieen zu verrichten. Manchen schönen Sonntagsnachmittag, an welchem ich mich sehnte, zu den Thoren der Hauptstadt hinauszukommen, mußte ich auf diese Weise betend hinbringen. Dabei hatte ich Vieles zu ertragen, nicht blos von meinem Beichtvater, wenn er bemerkte, daß meine Blicke sich von dem Rosenkranze entfernten, sondern auch von manchen Herren des Hofes, welche zu meinem Beichtvater kamen und mich bei ihm bemerkten. Mein Beichtiger war nämlich auch derjenige der Herren und Damen des Hofes der Königin Katharina. Bisweilen legten diese zwar ein gutes Wort für mich ein und bewirkten, daß mir ein Theil der

auferlegten Buße erlassen wurde, bisweilen machten sie sich aber auch ein Vergnügen daraus, mich noch mehr zu quälen. Namentlich wurden mir die Besuche mancher Herren vom Hofe sehr lästig, welche, wie mir schien, absichtlich kamen, um sich mit mir zu unterhalten und mich zu necken. Sie wissen," fuhr Marie, gegen den Vicedom gewendet, fort, „daß ich mich vor zwei Jahren darüber bitter bei Ihnen beklagte. Ihr kräftiges Einschreiten zu meinen Gunsten hatte zur Folge, daß ich nicht mehr zu meinem Beichtvater auf das Zimmer zu gehen gezwungen wurde; allein dafür wurde ich auf eine andere Weise gequält. Als Kind hatte ich mit Freuden Theil genommen an den Prozessionen, welche an hohen Festtagen statt zu finden pflegten. Als ich verständiger ward und mir das Benehmen mancher meiner kleinen Gespielinnen, welche neben mir hergingen, mißfiel, als ich bemerkte, daß diese feierlichen Gänge mehr dazu dienten, Anknüpfungspunkte zu Liebeleien zu bieten, als religiöse Gefühle zu nähren, hielt ich mich von allen derartigen Feierlichkeiten so sehr als möglich fern. Dieses wurde jedoch bald von meinem Beichtiger bemerkt und mir als schweres Vergehen angerechnet. Ich mußte nun, ob ich wollte oder nicht, häufig an Prozessionen Theil nehmen; mehreremale sogar in einer ausgezeichneten

Tracht, welche an ein Büßerhemd erinnerte. Bei solchen Gelegenheiten war ich genöthigt, einen Rosenkranz zu tragen, welcher einen sehr starken, fast betäubenden Geruch hatte, und konnte leicht bemerken, daß ich von mehrern Herren des Hofes mit Neugierde, Schadenfreude und Zudringlichkeit verfolgt wurde. Bei einer dieser Prozessionen bemerkte ich, daß ein junger Mann von bescheidenem Aussehen einem Herrn vom Hofe, welcher letztere mir sehr nahe getreten und längere Zeit auf dem Fuße gefolgt war, seine Unverschämtheit verwies. Der Hofcavalier griff nach seinem Schwerte, wurde jedoch von meinem Beschützer so kräftig am Arme angefaßt und auf die Seite geschoben, daß ihm die Lust verging, mit ihm anzubinden. Der junge Mann, welcher sich so großmüthig meiner angenommen hatte, war Robert Düval. In einiger Entfernung folgte er mir nach, bis die Prozession auseinander und ich nach Hause ging. Er hatte aber nicht den Muth, mich anzureden. Oft ging er nachher an unserm Hause vorüber und grüßte mich, wenn er mich sah. Als er wieder einmal in unsere Nähe kam, sagte ich meiner Mutter, welche neben mir auf der Bank unseres Häuschens saß, dieses sei der junge Mann, von welchem ich ihr früher erzählt hätte. Meine Mutter trat ihm entgegen, als er uns grüßte, und dankte ihm

für die Theilnahme, welche er mir bewiesen. Damals sprach ich die ersten Worte mit dem edeln Jüngling. Ich fragte ihn, ob er wisse, wer der Herr gewesen sei, welchen er so mit der starken Rechten auf die Seite geschoben? Er verneinte meine Frage. Auch meine Mutter wußte es nicht. Um ihr keine Sorgen zu bereiten, theilte ich ihr nichts Weiteres mit, aber meinem Beschützer glaubte ich den Namen seines Gegners nicht verschweigen zu dürfen, weil derselbe für ihn, wie für mich, von hoher Bedeutung war. Nicht zum erstenmale hatte mich jener Cavalier verfolgt. Oft schon war er zu meinem Beichtvater gekommen, als ich in dessen Zimmer zur Buße den Rosenkranz zu beten hatte. Es war der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou. Robert Düval fragte mich sogleich, ob meine Mutter davon Kenntniß habe? Erröthend sagte ich: nein! Er fragte mich, ob ich den Herzog schon früher gesehen? Ich theilte ihm mit, wo und wie ich denselben kennen gelernt hatte. Er schüttelte den Kopf und bemerkte, die Religion kann nicht gut sein, welche hülflose Kinder und unerfahrene Jungfrauen den Machthabern Preis gibt. Ich stimmte ihm von Herzen bei und richtete an ihn die Frage, ob es denn eine Religion gebe, in welcher die Machtlosen Schutz fänden gegen die Mächtigen? Robert Düval lächelte

und entgegnete: «Die christliche Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit ist gerade zum Schutze der Armen und zum Troste der Betrübten von Christus gestiftet worden.»"

„Ich versetzte: «Die Beichte, die Bußen, welche mir auferlegt wurden, der Rosenkranz und die Prozessionen sind sie denn nicht von Christus gestiftet worden?»"

„Robert Düval antwortete: «Alles dieses sind Erfindungen der Pfaffen zur Befestigung ihrer Herrschaft über die Gemüther der Gläubigen. Christus wollte, daß alle Menschen Brüder, glücklich und frei seien.»"

„Seit jener Zeit sprach ich öfter mit Robert Düval. Ich erfuhr von ihm, daß er Hugenotte sei und zugleich, worin der Unterschied zwischen seiner und meiner Religion bestehe. Gern hätte ich die seinige angenommen. Ich sprach diesen Wunsch auch meiner Mutter aus. Sie verwies mir jedoch streng diesen Gedanken und fügte hinzu, sie würde ihre Stelle bei Hofe verlieren, wenn Katharina erführe, daß ihre Tochter von der katholischen Kirche abgefallen sei. Ich wollte meiner guten Mutter keinen Kummer bereiten und ging daher nicht offen zur reformirten Kirche über. Allein in meinem Herzen steht mein Entschluß fest. Sobald es die Verhältnisse nur irgend erlauben, werde ich aus

einer Kirche ausscheiden, welche mir viele Qualen und große Gefahren bereitet hat und fortwährend bereitet. In die Messe bin ich immer gern gegangen und auch jetzt noch nehme ich an der heiligen Feier mit inniger Rührung Antheil. Allein die Beichte ist mir in der Seele zuwider. In neuerer Zeit scheint mein Beichtiger zu besorgen, daß ich mit einem Hugenotten Umgang habe. Er spricht von der ganzen Hugenottenpartei mit der größten Verachtung und mit stets wachsendem Zorne. Ich muß ihm die Unwahrheit sagen, wenn er mich fragt, ob ich einen Hugenotten kenne; denn wenn ich die Wahrheit sagte, so würde ich mich und vielleicht selbst meine Mutter auf immer unglücklich machen. Wiederholt hat mein Beichtiger mir gedroht, ich würde in ein Kloster gesperrt, wenn es wahr sein sollte, was ihm hinterbracht worden sei, daß ich Umgang mit einem Hugenotten hätte. Seit ich Robert Düval kenne, habe ich erst erfahren, wie glücklich die Menschen sein könnten, wenn sie nach dem Beispiele und nach den Lehren unseres Heilandes lebten. Die Stunden, welche ich in seiner Gesellschaft verbrachte, waren die seligsten meines Lebens. Durch ihn wurden mir so viele schöne Wahrheiten mitgetheilt, durch ihn Vertrauen auf Gott und auf die eigene Kraft eingeflößt. Wir haben uns ewige Liebe und ewige Treue geschworen. Unter

mannichfaltigen Prüfungen haben wir bisher uns gegenseitig Wort gehalten und werden auch in Zukunft nicht wanken und nicht weichen. Doch ist mir meine gegenwärtige Lage unendlich schmerzlich. Meine Mutter klagt mir fast täglich, daß mein Verhältniß zu Robert Düval nicht glücklich endigen könne. Ich selbst sehe zwar nicht ein, wie sich unser Loos gestalten wird. Allein ich vertraue auf Gott und bin mittlerweile glücklich, so lange ich mit meinem Geliebten zusammen bin. Der Gedanke an ihn tröstet mich, wenn ich allein bin. Werde aus mir, was da wolle; bis zum Ende meiner Tage werde ich Gott danken, daß er mir einen so warmen und so treuen Freund zugeführt hat.“

Marie hielt inne. Thränen strömten aus ihren großen, klaren, dunkeln Augen hervor. Heloise vermischte die ihrigen mit denjenigen Mariens. Sie drückte die holde Jungfrau an ihre pochende Brust und rief aus: „O, diese Priester, wie sie uns unglücklich machen! Wie Du, Marie, habe auch ich viel von ihnen zu leiden gehabt. Wohl ist das Joch schwer, welches dem Menschen mit dem Schwerte in der Hand aufgelegt wird; doch schwerer ist dasjenige, welches der Priester uns mit dem Kreuze in der Hand aufnöthigt!“

Ferrieres fügte hinzu: „Die große Aufgabe unserer Zeit ist, das doppelte Joch weltlicher und kirchlicher Tyrannei, das auf uns lastet, zu brechen. Allerdings haben Diejenigen, welche in der Zeit eines solchen Kampfes geboren sind, schwere Prüfungen zu bestehen. Allein nur im Kampfe stählt sich die Kraft. Ein Leben ohne Kampf müßte uns schal und leer erscheinen. Würden wir uns so schnell gefunden, so innig verbunden haben," fuhr er, gegen Heloise gewandt, fort, „wenn nicht schwere Gefahren uns bedroht hätten?"

„Es mag sein," antwortete Heloise; „doch auch der Friede hat seinen Reiz. Im Frieden nur können Künste und Wissenschaften blühen. Im Frieden nur können wir uns der Natur und aller ihrer Schönheiten mit ungetheilter Kraft erfreuen. Wohl bin ich bereit, den Kämpfen muthig entgegenzugehen, welche die ewige Vorsehung uns sendet; allein die Sehnsucht meines Herzens ist nicht dem Kriege, sondern dem Frieden zugewandt."

„Ich stimme ganz Heloisen bei," rief Marie, indem sie munter aus dem Sorgenstuhle aufsprang. „Auch ich wünsche mir den Frieden: den Frieden im großen Vaterlande, in der Kirche und am heimischen Herde. Oft traten mir die lieblichsten Bilder des Friedens vor die Seele, wenn ich, wie Du jetzt neben

Deinem Freunde, neben dem meinigen saß und die Mutter uns auf Augenblicke unsern Träumen überließ. Am Fuße der Pyrenäen ist mein Robert zu Hause. Dort nennt er ein kleines Hofgut sein eigen. In der Ferne ragen die schneebedeckten Gipfel der Gebirge zum Himmel empor. Um das kleine Wohnhaus her aber dehnt sich ein Garten voll Blumen und Blüten. An diesen grenzt ein herrlicher Wald von Orangen, welcher sich längs dem Abhange eines Hügels dahinzieht. In der Ebene breiten sich die lachendsten Fluren, bepflanzt mit Weizen, aus, in deren Mitte zahlreiche Obstbäume, mit Früchten beladen, stehen. Von den Bergen herab dringt das Geläute der zahlreichen Heerden zu uns in das Thal hernieder. Wir aber, mein Robert und ich, wir warten des Gartens und pflücken die Orangen, und besuchen die Arbeiter auf dem Felde. Ueber uns wölbt sich der Himmel in unerreichbarer Höhe und tiefblauer Farbe; neben uns wohnen glückliche und befreundete Menschen. O Gott, wie schön ist diese Erde! wie glücklich könnten alle Menschen sein!

Vierzehntes Kapitel.

Kampf ist die Loosung, Kampf auf Tod und Leben,
Wir wollen nicht vor den Tyrannen beben.

„Wohl ist der Friede lieblich und schön," so begann Ferrieres seine Erzählung; „doch er ist nur möglich mit edlen und guten Menschen. Im Munde der Tyrannen ist er die gefährlichste Falle für die Menschheit. Nach dem Frieden mag sich sehnen, wer wie Du, meine Heloise, schwer gelitten, oder wie Sie, Marie, die Welt von ihren Schattenseiten noch nicht erkannt hat. Kampf aber muß die Loosung des kräftigen Mannes sein, welcher das Laster haßt und sich nicht fügen will in das Joch der Tyrannei. Der Friede als Zweck des Freiheitskampfes ist wohl des Strebens werth. Als Mittel sich die gewünschte Ruhe zu verschaffen, ist er gewöhnlich ein Schlaflied für Träumer und Träge. Seit meiner ersten Kindheit waren mir Zank und Streit in der Seele zuwider; doch mir

wurde keine Wahl gelassen, als entweder unterzugehen, oder zu kämpfen. Mein Vater hatte mich zum geistlichen Stande bestimmt. Er war ein strenger katholischer Christ. Hätte ich nicht gekämpft, so wäre ich jetzt ohne Zweifel einer jener Beichtväter, wie sie uns Marie geschildert, eines jener Werkzeuge des Despotismus weltlicher und kirchlicher Gewaltherrscher. Weil ich dem Machtgebote meines Vaters nicht folgen wollte, entzog mir dieser seine Liebe. Meine Mutter hatte ich frühzeitig verloren. Mein Vater hatte sie zu Tode gequält, weil sie nicht mehr zur Beichte gehen wollte und in seine Verwünschungen gegen die Hugenotten nicht einstimmte. Obgleich ich noch sehr jung war, machten doch die Streitigkeiten zwischen meinem Vater und meiner Mutter einen mächtigen Eindruck auf mich. Alle meine Gefühle waren auf der Seite meiner Mutter; und als ich später die Bedeutung des Zwiespaltes zwischen Vater und Mutter erkannte, trat auch mein Verstand auf dieselbe Seite über. Ich erkannte bald in meiner Mutter eine Märtyrerin, welche für ihren Glauben gestorben war, in meinem Vater den Eiferer, welcher sie seinem Glauben geopfert hatte. Mit Begeisterung schloß ich mich frühzeitig der neuen Lehre an. Mit Abscheu wandte ich mich von einer Kirche ab, welche Haß und Verfolgungssucht in die Gemüther

ihrer Bekenner pflanzt, zähneknirschend trug ich das Joch, das sie mir auferlegte. Meinem Beichtiger erklärte ich, daß ich nichts zu beichten wüßte. Die Bußübungen, welche er mir auferlegte, vollzog ich nicht. Die Strafen, welche er über mich verhängte, duldete ich anfangs, später widersetzte ich mich denselben mit Gefahr meines Lebens. Aus dem Gefängnisse, in welches ich als Knabe von zwölf Jahren gebracht ward, weil ich die mir auferlegten Bußen nicht auf mich nahm, brach ich gewaltsam aus. Den Schlägen, mit welchen man mich deshalb bedrohte, trat ich mit der Erklärung entgegen, daß der erste Schlag, der mich träfe, Dem, der ihn führte, das Leben kosten könnte. Unter täglichen Kämpfen, welche mir oder meinen Unterdrückern das Leben kosten mochten, wurde ich vierzehn Jahre alt. Die wenigen frohen Stunden, welche ich damals hatte, verlebte ich im Hause meiner mütterlichen Freundin, Ihrer Mutter," so fuhr Ferrieres, gegen Marie gewendet, fort. „Vergeblich ermahnte mich die gute Frau zur Fügsamkeit und Unterwerfung. Ich war entschlossen, mir das Herz nicht brechen zu lassen, wie es meiner Mutter gebrochen worden war. Neben der Liebe zu ihr und der Begeisterung für die von ihr erkannte Lehre schlug ein tödtlicher Haß gegen die verfolgungssüchtige Priester-

schaft und den Aberglauben, den sie verbreitete, in meiner Seele Wurzel. Zwei Jahre lang hatten meine Lehrer vergeblich mit mir gerungen. Endlich wurde im Rathe derselben der Beschluß gefaßt, meine Widerspenstigkeit zu besiegen und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Einer der Lehrer, welcher mir wohlwollte, theilte mir dieses mit. Ich hatte mich geweigert, zur Beichte zu gehen, und sollte mit Gewalt dazu gezwungen werden. Ich wurde vor den versammelten Rath der Lehrer gefordert und ermahnt, freiwillig die Gebote der Kirche zu erfüllen. Ich erwiederte mit Entschiedenheit, «meine Mutter sei nicht zur Beichte gegangen, weil sie darin eine Herabwürdigung der Menschennatur erkannt habe. Aus gleichem Grunde ginge auch ich nicht zur Beichte.» Als alle Ermahnungen mir gegenüber nichts fruchteten, wurde mir angekündigt, daß ich sofort für meine Widerspenstigkeit gezüchtigt werden sollte. Die übrigen Schüler wurden in den Versammlungssaal eingeführt, eine Bank in die Mitte gestellt, neben welcher der Diener des Seminariums mit einem Stocke stand. Ich aber stand mit dem Blicke auf den Vorstand des Seminariums gerichtet, die Arme übereinandergeschlagen, an meinem Platze fest. In meiner Seele kochten Lavagluten, und als der oberste Lehrer sich erhob und den Befehl meiner

Züchtigung ertheilte, stürzte ich auf ihn los, warf ihn zur Erde nieder und entsprang inmitten des Gewühles, welches diese unerwartete That hervorrief. Damals wurden gerade blutige Kämpfe zwischen Hugenotten und Katholiken in unserm Vaterlande geschlagen. Ich fand im Lager des Admirals von Coligny freundliche Aufnahme. Der Fluch, den mir mein Vater dorthin nachsandte, erschütterte meine Vorsätze nicht. Ich schloß mich der hugenottischen Kirche und dem hugenottischen Heere mit voller Ueberzeugung an. Während des Krieges nahm ich Theil an ihren Schlachten, während der kurzen Zwischenräume des Friedens setzte ich meine Studien fort. Mein Vater starb, mit den Sacramenten der Kirche wohl versehen, doch mit Flüchen auf den Lippen, welche er seiner vorangegangenen Gattin und mir nachsandte. In Chartres hatte mittlerweile die protestantische Religion sich mehr und mehr ausgebreitet. Ich erhielt in Uebereinstimmung mit meiner Ueberzeugung dieselbe Stelle am dortigen Dome, welche mein Vater mir im Widerspruche mit meinen Lebensansichten und religiösen Gefühlen hatte zuwenden wollen. Schon im elterlichen Hause, später im Priesterseminar, im Lager und im bürgerlichen Leben habe ich die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die katholische Partei mit uns keinen Vertrag schließen, sondern daß

sie uns vertilgen will, im Frieden oder im Kriege, je nachdem dieser oder jener Zustand ihre Pläne besser fördern mag. Immer wünschte ich den Frieden, aber niemals erkannte ich die Möglichkeit desselben. Voll Mißtrauens folgte ich den Unterhandlungen, welche die hugenottische und die katholische Partei miteinander pflogen. Menschen, welche gegen einzelne Wesen so verrucht handeln, wie der König Karl IX. und seine Mutter gegen Dich, meine Heloise, oder wie der Beichtvater der Königin gegen Sie, Marie, gehandelt haben, — solche Menschen wollen den Frieden nicht ernstlich und nicht redlich. Der mörderische Angriff, welcher auf den Admiral von Coligny gemacht wurde, deutete bestimmt genug die Absichten der katholischen Partei an. Mit Widerstreben kam ich hierher nach Paris, um im Augenblicke der Entscheidung nicht fern zu sein. Hier habe ich Dich gefunden," fuhr Ferrieres, zu Heloisen gewandt, fort. „Hier hat sich die Zukunft meines Lebens entschieden."

Mit großer Spannung waren Heloise und Marie den Worten Johann's von Ferrieres gefolgt. Heloisens Blicke hingen an seinem Munde und verkündeten die Bewegung ihrer Seele. Als ihr Geliebter geendigt hatte, trat eine Zeit lang Stillschweigen ein. Dann sagte Heloise gegen ihn gewendet: „Die Geschichte

Deines Lebens beweist allerdings deutlich, daß nur der ausdauerndste Kampf im Stande ist, der Freiheit eine Bahn zu brechen. Wir dürfen daher unserer Sehnsucht nach friedlichem und häuslichem Glücke nicht eher nachgeben, bis die Grundlagen eines die Freiheit sichernden Friedens gelegt sein werden. Du, mein Geliebter, hast gekämpft seit den ersten Jahren Deines Lebens, und dennoch darfst Du nicht Dir Frieden gönnen. Denn Du fassest das Leben von einem höhern Gesichtspunkte auf, als von demjenigen, welchen die Familie bietet. Höhere Ansprüche als der engste Kreis der Lieben können das Vaterland und die Gewissensfreiheit an uns richten."

„Bei uns," erwiederte Johann von Ferrieres, „trifft der Kampf für die ewigen Rechte der Menschheit zusammen mit dem Kampfe für unsere Personen. Beide haben wir den König Karl und seine Mutter zu unversöhnlichen Feinden. Wie sie Dich, meine Geliebte, so haben sie auch die Gewissensfreiheit verfolgt. Unter denselben Bedingungen, unter welchen Du Deinen Frieden mit dem König hättest schließen können, würde wohl auch den Hugenotten sämmtlich Friede gewährt. Diese Bedingungen sind zusammengefaßt in den Worten: selbsteigene sittliche Vernichtung. Wenn wir Verzicht leisteten aus eigenem, freiem Antriebe

auf unsere sittliche Würde, dann wäre der Triumph der Feinde noch größer, als wenn sie uns mit dem Schwerte in der Hand besiegten. So lange wir festhalten an den ewigen Wahrheiten, welche wir glauben, und den Muth besitzen, für sie, erforderlichen Falles, selbst in den Tod zu gehen, werden die Ideen, welche wir vertreten, nicht untergehen, auch wenn alle ihre Träger sollten vertilgt werden können.

Funfzehntes Kapitel.

Blumen und Blüten — sie duften und glänzen,
Einen sich lieblich zu Sträußern und Kränzen,
Aber bevor sie zu Früchten geworden,
Stürme und Feinde die meisten ermorden.

Die ernsten Worte, welche Johann von Ferrieres gesprochen hatte, machten einen tiefen Eindruck auf seine beiden Zuhörerinnen. In Marien regten sie manche peinliche Gefühle an, indem sie nicht die Kraft in sich fühlte, mit derjenigen Todesverachtung und Entschiedenheit zu wirken und zu streben, welche Johann von Ferrieres durch Wort und That bekundet hatte. Sie hing mit inniger Wärme an ihrem Geliebten und mit gleicher Innigkeit am Leben. Um die trüben Bilder zu verscheuchen, welche die Erzählung des Vicedoms von Chartres vor ihre Seele gezaubert hatte, drang sie in Heloisen, die Geschichte ihres Lebens zu beginnen. Obgleich angegriffen durch die Erlebnisse der beiden letzten Tage, fühlte Heloise jedoch selbst das

Bedürfniß, vor ihrem Geliebten, welcher von ihrer Vergangenheit gar nichts wußte, den Schleier aufzuheben, der ihm diese verdeckte.

Sie begann mit den Worten: „Die Schilderung, welche Marie uns gab von der Besitzung ihres Geliebten am Fuße der Pyrenäen, frischte die Erinnerungen auf, welche mir von meiner Kindheit übrig geblieben sind. In einer ähnlichen ländlichen Gegend, wie Marie sie uns beschrieb, wurde ich geboren: zwar nicht am Fuße der Pyrenäen, doch an dem waldigen Abhange der Cevennen. In einem jener Thäler, welches die Loire als kleine Quelle durchfließt, besaß mein Vater ein kleines Schloß mit einem Walde, der sich von unserer Wohnung bis an den höchsten Gipfel des Berges hinzog, und mit einigen Feldern und Wiesen, welche bis zur Loire hinab und über diese eine kleine Strecke hinweg reichten. Unser Wald bestand wohl nicht aus Orangen- und Citronenbäumen, doch schienen mir die dunkeln Tannen, die schlanken Birken und die weithin schattenden Eichen, welche er in vorzüglicher Schönheit enthielt, der Bewunderung vollkommen werth. Dieser Wald war mein Lieblingsaufenthalt in der Schwüle des Sommers; auf den Wiesen und auf den Fluren spielte ich am liebsten im Frühling und im Herbste, im Winter aber mußte ich mich bequemen, in

den Räumen des väterlichen Schlosses zu weilen. So mild die Sonne in den übrigen Jahreszeiten die Cevennen bescheint, so rauh ist dort die Herrschaft des Winters. Dennoch hatte für mich diese trübe Jahreszeit einen besondern Reiz, weil während derselben wie die Kinder, so auch die Aeltern besonders viel zu Hause waren. Eine Schwester, nur ein Jahr älter als ich, war die liebende und geliebte Gespielin meiner Kindheit. Sie saß mit mir zu gleicher Zeit in jenen Winterabenden auf dem Schooße unseres Vaters und hörte mit mir den Erzählungen zu, welche unser Vater uns machte. Die ganze Geschichte der Welt, die Beschreibung der Erde im Großen und im Kleinen führte uns der theure Vater in den reizendsten und unterhaltendsten Bildern vor. Wenn die Eisdecke brach und der Schnee schmolz, wenn die wärmern Frühlingswinde wieder wehten und wir daher nicht mehr in das Haus gebannt waren, wurde uns seltener die Freude zu Theil, die Erzählungen unseres Vaters anhören zu dürfen. Die Mutter Natur nahm uns in ihrem Schooße auf, wenn der Vater, in Feld und Wald beschäftigt, uns nicht mehr auf den seinigen nehmen konnte. Nicht weit von unserm Schlosse lag ein kleines Dorf, über welches mein Vater herrschaftliche Rechte ausübte. Doch diese bestanden nicht in Frohnden und Abgaben,

welche er von den armen Leuten niemals annahm, sondern nur in dem Vorsitze, welchen er in den Versammlungen der Gemeinde führte, und in der Leitung der Gemeindeangelegenheiten, welche er unter Beirath einiger Vertrauensmänner leitete. Als die Reformation, welche ganz Frankreich in Bewegung setzte und blutige Kriege über die Lehre Christi hervorrief, auch in den Cevennen Wurzeln zu schlagen begann, versammelte mein Vater seine Gemeinde und sprach zu ihr im Geiste unseres Heilands. Der Geistliche des Dorfes trat ihm zwar mit Heftigkeit entgegen, allein die Gemeinde war unter sich und mit meinem Vater einig. Die Zehnten und Stolgebühren wurden abgeschafft, das Kirchengut unter die Mitglieder vertheilt, ein Ausschuß zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten und ein Geistlicher von christlicher Gesinnung gewählt. Die meisten Nachbargemeinden in den Cevennen befolgten das ihnen in unserm Dorfe gegebene Beispiel. Viele Jahre verlebten wir so glücklich und froh in unsern Gebirgen, in welche die Feinde der neuen, gereinigten Lehre nicht gewaltsam einzudringen wagten."

„Auf den ersten Abschnitt meiner Kindheit, welche mir immer noch wie ein fernes Paradies vor der Seele schwebt, folgte der zweite, sorgenvollere. Allein durch

manche Lichtblicke war er doch noch nicht selten lieblich erhellt. Meinen Vater rief die Pflicht in die Reihen der Kämpfer für die Freiheit des Glaubens. Oft blieb er viele Monate von der Heimat fern und kehrte dann nur auf Tage und Wochen in diese zurück. Meine Mutter beschäftigte sich mehr mit ihrem Vergnügen, als mit ihren Kindern. In der bessern Jahreszeit traten meine Schwester und ich unsere kleinen Wanderungen durch die Cevennen an. Oft blieben wir ganze Tage vom Hause entfernt, brachten die Nächte bei befreundeten Familien zu und freuten uns den Tag über der Schönheiten der Natur. Meine Lieblinge waren die Blumen, meine Schwester Leonore zog die Bäume vor. Wie ich mich kleidete in die Farben des Vergißmeinnichts, des Veilchens und der Lilie, so wählte Leonore ihre Lieblingsfarben von den Blättern der Cypresse, dem frischen Grün der Trauerweide und dem glänzenden Weiß der Silberpappel. Blumen zu pflücken und Kränze zu winden, war uns eine süße Freude. Die ganze Natur schien uns zu leben, und die balsamischen Düfte, welche sie uns zur Blütenzeit sandte, hielten wir für ihren Lebenshauch. Doch so hell auch die Sonne schien, so rein die Luft auch wehte, der Frohsinn unserer ersten Kinderzeit war dahin. Die Zwiegespräche, welche wir mit den Sternen des Him-

mels oder mit den Blüten der Erde hielten, wurden oft unterbrochen durch den Gedanken an unsern abwesenden Vater. Wenn meine Schwester sich von mir getrennt hatte, um ihren Lieblingen, den Bäumen, näher zu sein, während ich mit den Blumen spielte, kamen wir uns oft auf halbem Wege entgegen und fragten uns mit Thränen in den Augen: «Wo mag jetzt wohl der Vater sein?»"

„Als wir einstmals auch diese Frage uns gegenseitig vorgelegt hatten und Leonore, welche immer trüber gestimmt war als ich, sagte: «Vielleicht ist er oben in der Sonne und blickt von da auf uns hernieder,» wurden wir in das Schloß gerufen und erfuhren, daß unser Vater auf dem Schlachtfelde sein Leben verloren habe. Die Befürchtungen meiner Schwester waren schnell zur Wahrheit geworden."

„Mit dem Tode unseres Vaters begann der dritte Abschnitt meines Lebens, welcher lange Zeit nur von dem Sterne der Hoffnung erleuchtet war. Jetzt, da was ich im Stillen wünschte und hoffte, zur Wirklichkeit geworden," so fuhr Heloise, mit liebendem Blicke gegen Ferrieres gewendet, fort, „kann ich mit leichterm Herzen erzählen, was ich seit jener Zeit gelitten. Mein Trost und meine Stütze war meine geliebte Schwester, doch sie bedurfte mehr als ich selbst der

Aufheiterung. So lange mein Vater gelebt hatte, war Friede in unserm Hause und in unsern Herzen. Nach seinem Tode begann der Zwiespalt in der Familie, welcher tief in die Herzen eindrang und selbst unser früher so beseligendes Verhältniß zur Natur trübte und störte. Meine Mutter, welche in ihrem Innern durchaus keine religiösen Gefühle besaß, hielt es für vortheilhafter, sich der katholischen Kirche anzuschließen. Große Versprechungen wurden ihr gemacht, falls sie ihre beiden Töchter in der katholischen Religion erziehen würde. Wir aber waren von Herzen protestantisch, wir wollten nicht katholisch werden. Tag und Nacht wurden wir gequält. Was die Mutter selbst nicht zu thun vermochte, das übertrug sie einem katholischen Priester, welchen sie als unsern Lehrer, und einer Nonne, welche sie aus einem aufgehobenen Kloster in unser Haus aufnahm. Wir sollten jetzt nicht mehr die Bibel lesen, sondern nur katholische Gebetbücher. Statt der Gebete, welche unser Vater uns gelehrt hatte, sollten wir den Rosenkranz beten. Die Kirche, welche wir so oft mit unserm Vater besucht hatten, durften wir nicht mehr betreten. Ehe wir zu Tische gingen, sollten wir das Zeichen des Kreuzes machen. Ab und zu fuhr unsere Mutter an Sonn- und Festtagen in die Stadt Pradelles und nahm uns mit

sich in die katholische Kirche. Wir durften jetzt nicht mehr, wie früher, frei durch Wälder und Fluren streifen. Doch es gelang unserer Mutter nicht, die Gefühle zu unterdrücken, welche wir unserm Vater und seinem Glauben gewidmet hatten. Man mochte uns zwingen, das Zeichen des Kreuzes zu machen und den Rosenkranz zu beten, man konnte unsere Namen eintragen in die Kirchenbücher der Katholiken, man mochte uns Alles verbieten, was uns lieb und theuer war, unser Widerwille gegen die uns aufgedrungene Religion wurde nur um so lebhafter, der Glaube des Vaters wurde uns nur um so heiliger, die Gebete, welche er uns gelehrt hatte, wurden nur um so inniger in der Tiefe unseres Herzens gesprochen."

„Die Nonne, welche uns auf Schritt und Tritt folgte, wußte nicht genug von der Seligkeit des klösterlichen Lebens zu erzählen. Unser Lehrer stimmte den gleichen Ton an, und die Mutter sagte uns geradezu, die Güter unseres Vaters seien verschuldet, wir hätten kein Vermögen, es bliebe uns keine andere Wahl übrig, als in das Kloster zu gehen. Um uns den Gedanken des klösterlichen Schleiers weniger abstoßend zu machen, erzählte man uns, die frommen Frauen des Ordens, in welchen wir zu treten bestimmt seien, hätten unsern Vater gepflegt, bevor er an seinen Wunden gestorben,

und auf ihren Zuspruch habe er die Irrthümer der protestantischen Kirche abgeschworen. Sein letzter Wunsch sei gewesen, seine Töchter möchten in dem Kloster, in welchem er gestorben, eine Zufluchtsstätte finden, und er möchte auf dem Kirchhofe desselben nach seinem Tode ruhen. Nachdem wir alle die Ceremonien der katholischen Kirche gelernt hatten, ohne jedoch jemals an denselben mit Glauben und Ueberzeugung Theil genommen zu haben, wurden wir vor drei Monaten in die Nähe von Paris in ein Kloster gebracht. Die Ordensfrauen empfingen uns mit großer Freundlichkeit und führten uns sofort an ein mit Blumen geschmücktes Grab, welches sie als die Ruhestätte unseres Vaters bezeichneten. Gleich am ersten Tage wurde ich von Leonoren getrennt, welche ich seither nicht wiedergesehen habe."

„O, teuflische Bosheit!" rief Johann von Ferrieres bei diesen Worten aus. „Das Grab von Victor Desfleurs ist nicht in dem Kirchhofe eines Nonnenklosters. Victor Desfleurs ist nicht seinem Glauben untreu geworden. Er fiel an meiner Seite bei Larochelles und wurde auf dem dortigen Friedhofe in die Erde versenkt. Gleich, als ich vernahm," so fuhr Ferrieres, gegen Heloisen gewendet, fort, „daß Dein Name Heloise Desfleurs sei, dachte ich des wackern

Kriegers, welchen ich wohl kannte, als ich meine ersten Proben im Kriege der Freiheit ablegte.“

„Victor,“ versetzte Heloise, „ganz richtig, Victor war der Vorname meines Vaters, und in dem Schreiben eines Freundes, welches uns die erste Todesnachricht brachte, war auch ausdrücklich bemerkt, er sei bei Larochelles gefallen. Aus Larochelles hatten wir seine letzten Zeilen erhalten.“

Während Marie, Ferrieres und Heloise ihre Lebensgeschichten vorgetragen hatten, war es zwei Uhr nach Mitternacht geworden.

Ferrieres glaubte mehreremale Geräusch in der nächsten Nähe des Hauses zu vernehmen, doch Marie beruhigte ihn mit der Erklärung, daß um diese Zeit in der Vorstadt St. Antoine schon hier und da die Arbeiter auf das Feld gingen und ihre Ackergeräthschaften zurecht legten. „Ohne Zweifel,“ fügte sie hinzu, „wird der große Wagen des Nachbars mit seinen schweren Ketten angeschirrt, um den geschnittenen Hafer vom Felde heim zu holen.“ Doch kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als die Hausthür von Schlägen erbebte.

Sechzehntes Kapitel.

— — — — —

Ich liebte Dich immer, ich lieb' Dich noch heut'
Und werde Dich lieben in Ewigkeit.

Uhland.

Die Schläge waren so heftig und so sicher geführt, daß die Thür krachend zusammenbrach. Ferrieres, welcher befürchtete, seine und Heloisens Anwesenheit im Hause sei verrathen worden und der Ueberfall gelte ihm und seiner Geliebten, sprang auf und zog sein Schwert. Heloise ging ihm nicht von der Seite. Marie schien von demselben Gedanken beherrscht zu sein, denn sie rief Ferrieres und Heloisen zu, sich zu verstecken. Kaum war die Hausthür eingebrochen, so traten auch zwei Männer in das Zimmer ein, in welchem sich die kleine liebende Gesellschaft befand. Ferrieres erkannte auf den ersten Blick in dem Ersten der Männer den Herzog Franz von Guise und in dem Zweiten den Bruder des Königs, den Herzog von Anjou. Mit

donnernder Stimme rief er ihnen zu: „Hinweg, Ihr Räuber, oder Ihr seid des Todes!“ Die beiden Männer schienen zuerst verblüfft, hier auf Widerstand zu stoßen, der Herzog von Guise faßte sich jedoch schnell wieder und sagte: „Hier ist der Bruder des Königs, und ich bin der Herzog von Guise. Wir sind zu Zweien und werden vor Einem nicht weichen.“ Mit diesen Worten zog Franz von Guise sein Schwert und griff Ferrieres an. Dieser vertheidigte sich mit so vieler Kraft und drang so rasch und so entschieden vor, daß sein Gegner zurückwich. Während Ferrieres mit dem Herzog von Guise kämpfte, stürzte sich der Herzog von Anjou auf Marien. Er suchte sie zu umarmen und sie hinwegzutragen. Marie wehrte sich anfangs mit Händen und Füßen, doch als Anjou immer dringender wurde, griff sie nach einem Messer, welches auf dem Tische lag. Heloise kam der Bedrängten zu Hülfe, faßte den Herzog am Kragen an und riß ihn zur Erde nieder. Im Fallen stieß der Herzog an den Tisch, die einzige Lampe, welche das Zimmer erhellte, stürzte auf den Boden nieder und verlosch. Von einem panischen Schrecken erfaßt, zog der Herzog von Anjou seinen Dolch, stieß im Dunkeln um sich und suchte das Weite. Der Herzog von Guise war schon von Ferrieres in die Flucht geschlagen worden. Mit den

Zeichen der höchsten Angst floh der Herzog von Anjou, an Ferrieres vorbei, zum Hause hinaus. Bald waren beide Männer im Dunkel der Nacht verschwunden. Als Ferrieres in das Zimmer zurückkehrte, in welchem er vor wenigen Minuten noch so friedlich geweilt hatte, hörte er einen schweren tiefen Seufzer, der ihm von einer Sterbenden zu kommen schien.

Heloise flüsterte leise ihm entgegen: „Bist Du es, Ferrieres?"

„Ich bin es," erwiederte er. „Hat es hier ein Unglück gegeben?"

„Ich fürchte, Marie ist todt!" entgegnete Heloise.

Im Zimmer herrschte vollkommene Finsterniß. Mit Mühe machte Ferrieres Licht. Bei den ersten Strahlen desselben sah er Marien in ihrem Blute auf der Erde liegend und Heloisen an ihrer Seite, sich bemühend, die Wunde mit ihrer Hand zuzuhalten.

Marie hatte bereits ihr Leben ausgehaucht. Der Dolchstich des Herzogs war ihr mitten durch das Herz gedrungen. Umsonst waren alle Versuche, sie in das Leben zurückzurufen. Der Tag brach an, und bald darauf trat Robert Düval in das Haus ein. Er hatte, obgleich nicht ohne einige Mühe, das Königsschloß verlassen, hatte die Thür des ihm so theuern Hauses eingebrochen gefunden und eilte in der größten Seelen-

angst in das noch offen stehende Zimmer, in welchem Marie auf dem Sofa als Leiche lag. Heloise kniete an ihrer Seite. Ferrieres, welcher die Schritte Robert Düval's vernommen hatte, kam ihm an der Thür des Zimmers entgegen. Wer könnte den Schmerz des Jünglings schildern, als er seine Geliebte ermordet vor sich liegen sah! Seine erste Frage war, nachdem er sich wieder gefaßt: „Wer ist der Mörder?“ Ferrieres antwortete: „Der Herzog von Anjou, der Bruder des Königs.“

Heloise fügte hinzu: „Sie starb im Kampfe für die Reinheit ihrer Seele. Sie starb mit den Worten: «Robert, mein Geliebter!»“

„Wie ist das Alles so schnell gekommen?“ fragte Düval. Ferrieres erwiederte: „Die Herzoge von Anjou und Guise wollten sich, wie es scheint, eine vergnügte Nacht machen. Sie hatten sich dieses Haus dazu auserkoren. Während ich mit dem einen Herzog kämpfte und ihn vertrieb, ermordete der andere die Jungfrau, welche sich ihm nicht Preis geben wollte. Ohne Zweifel werden die Häscher des Königs bald erscheinen, um Diejenigen als Verbrecher zu verhaften, welche es wagten, sich einem königlichen Prinzen zu widersetzen.“

„Mit Mord,“ versetzte Robert Düval, „hat der

heutige Tag begonnen, mit Mord wird er endigen. Die Vorbereitungen, welche im königlichen Schlosse die ganze heutige Nacht über getroffen wurden, deuten auf weit aussehende Mordpläne. Waffen wurden in den Palast gebracht, Soldaten in und um denselben her versammelt und der Dienst gethan, gleich als lebten wir mitten im Kriege. Dir, o Geliebte," so fuhr er, gegen die Leiche Mariens gewendet, fort, „wurde es erspart, die Schrecknisse, welche uns bevorstehen, mit anzuschauen. Schnell verwandeln sich die Hoffnungen der Menschen in Befürchtungen, rasch werden diese zur trübsten Wirklichkeit. Vor wenigen Stunden hoffte ich Dich, meine Marie, in kurzer Zeit heimzuführen in mein väterliches Haus; bald darauf flößte mir Alles, was ich im Königspalaste sah und hörte, ernste Besorgnisse ein; jetzt haben sich diese an dem Theuersten, das ich auf Erden habe, schon verwirklicht!"

Nachdem Robert Düval diese Worte gesprochen, versank er in ein dumpfes Hinbrüten, aus welchem ihn Ferrieres erweckte.

„Jetzt ist keine Zeit zu trüben Gedanken und schwermuthsvollen Gefühlen. Wir selbst und Alle, die uns lieb und theuer, schweben in äußerster Lebensgefahr. Was ist zu thun? das ist die Frage."

Robert Düval erwiederte: „Ein großer Schlag soll gegen sämmtliche hier versammelte Hugenotten geführt werden. Noch läßt er sich vielleicht abwenden.“

„Wir müssen,“ versetzte Ferrieres, „bevor es auf den Straßen lebendig geworden ist, zum Admiral von Coligny eilen und in ihn dringen, Maßregeln zum Schutze der Partei zu treffen. Für's Erste müssen wir hier alles Aufsehen vermeiden und die zertrümmerte Thür des Hauses wieder herstellen.“ Mit einigen Hammerschlägen machte darauf Ferrieres die Hausthür wieder zurecht.

Robert Düval saß zu den Füßen der Leiche seiner Geliebten, Heloise wusch das Blut von ihren Händen, welches aus Mariens Todeswunde ihr entgegengeströmt war. Dann ging sie hinauf in Mariens Zimmerchen und vertauschte das weiße Seidengewand mit einem einfachen Kleide Mariens. Gerade als sie von oben herunter kam, trat Clara Didier zum Hause herein. Mit fröhlichem Sinne rief die Mutter: „Guten Morgen, Mariechen.“ Heloise eilte ihr entgegen, umarmte sie und zog sie hinauf in Mariens Stübchen. Dort bereitete sie die unglückliche Mutter auf die traurige Nachricht vor, welche sie ihr mitzutheilen hatte. Unter lautem Weheklagen umarmte die Mutter die Leiche der geliebten Tochter. Verwünschungen gegen den Mörder

wechselten ab mit Betheuerungen, daß der Mörder seiner Strafe nicht entgehen solle. Einige Nachbarn kamen herbei, angezogen durch die Klagetöne der Mutter. Diesen wurde die Leiche zur Bewachung übergeben. Clara wollte in das Schloß zurückeilen, um dort Gerechtigkeit von der Königin Katharina zu verlangen. Robert Düval, Ferrieres und Heloise bemühten sich vergeblich, die alte Frau zu überzeugen, daß sie von Katharinen keine Gerechtigkeit zu erwarten habe, am wenigsten gegen ihren Sohn, den Herzog von Anjou. Clara Didier ließ sich aber von ihrem Vorsatze nicht abbringen und eilte, begleitet von Einem ihrer Nachbarn, in den königlichen Palast. Ferrieres und Heloise suchten sich, so gut es gehen wollte, unkenntlich zu machen und gingen dann auf Nebenstraßen, welche ihnen wohlbekannt waren, zum Hause des Admirals von Coligny. Robert Düval wollte sich lange von der ihm so theuern Leiche nicht trennen. Einige Freundinnen Mariens, welche unterdessen herbeigeeilt waren, machten ihn darauf aufmerksam, daß es ihnen zukomme, die Leiche ihrer Freundin festlich zu schmücken. Mit Widerstreben verließ er das kleine Haus, das früher für ihn der Sitz so vieler Freuden gewesen war und jetzt ihm als das Grab aller seiner Hoffnungen erschien.

Siebzehntes Kapitel.

Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!
Das Volk seit hundert Jahren schreit.
Doch ward ihm nie ein and'rer Lohn,
Als neuer Druck und neuer Hohn.

Unangemeldet trat Clara Didier in das Schlafgemach der Königin Katharina, welche noch zu Bette lag, ein. Die Königin erwachte nach einiger Zeit und sah Clara an der Seite ihres Bettes mit Thränen in den Augen stehen; sie glaubte erst, ihre Kammerfrau habe die ganze Zeit bei ihr gewacht und die Thränen in ihren Augen würden vergossen im Angedenken an die Schrecknisse der vergangenen Nacht. Sie fragte daher freundlich ihre Kammerfrau, warum sie weine?

Clara antwortete, indem sie sich auf ein Knie niederließ: „Gerechtigkeit, ich verlange Gerechtigkeit. Mein Kind, meine Tochter Marie, ist ermordet! Ein schändlicher Bube hat sie erstochen, weil sie sich ihm nicht Preis geben wollte."

„Ermordet?“ rief die Königin, „ich kann's nicht glauben. Du bist falsch berichtet worden, es ist ein Irrthum.“

„O, daß es ein Irrthum wäre!“ entgegnete Clara unter Schluchzen und Weinen. „Ich habe die Leiche selbst gesehen!“

„Wenn es so ist,“ versetzte die Königin, „so soll Dir Gerechtigkeit werden. Doch wer ist der Mörder?“

„Der Mörder,“ sagte Clara mit bebender Stimme, „ist Ihr Sohn, der Herzog von Anjou.“

„Nimm Dich in Acht, was Du sagst,“ entgegnete die Königin, „wie kannst Du die Anschuldigung beweisen?“

„Hier ist der Dolch, der in der Todeswunde stak, noch klebt das Herzblut meines Kindes daran!“ Mit diesen Worten zog die Kammerfrau einen mit Edelsteinen reich verzierten Dolch, dessen Klinge blutig war, unter ihrem Kleide hervor.

„Der Dolch beweist nichts,“ versetzte die Königin, „ich kenne ihn nicht, und überdies könnte auch ein Anderer sich desselben bedient haben.“

„Seit langer Zeit stellte der Herzog von Anjou meiner Tochter nach, auch waren Zeugen zugegen, als er die vorige Nacht mit dem Herzoge von Guise in mein Haus einbrach.“

„Deine Tochter,“ bemerkte Katharina, „war allzu spröde gegen meinen Sohn. Er hat sich oft darüber bei mir beklagt. Sie hätte klüger gethan, ihm willig zu sein. Es ist nicht gut, sich einen Königssohn zum Feinde zu machen. Das Gesetz kann ihn nicht erreichen, und sein Zorn ist tödtlich. Wer ihn beschimpft, ist des Todes schuldig. Doch ich will Deinem Schmerze verzeihen, was Du Unehrerbietiges gegen den Herzog von Anjou, meinen Sohn und den Bruder des Königs, ausgesprochen hast. Ja, ich will ihn zu mir rufen lassen und ihn Dir gegenüberstellen.“

Katharina sandte sofort zu ihrem Sohne, dem Herzog, und ließ sich von ihren Frauen ankleiden. Clara wurde in ein Nebenzimmer verwiesen, woselbst sie weinte, bis sie wieder zur Königin gerufen wurde. Der Herzog von Anjou befand sich bei seiner Mutter. Er trug den Dolch an der Seite, welchen Clara der Königin als Beweisstück übergeben hatte. Die Blutspuren an dem Griffe waren verschwunden; die Klinge war in der Scheide geborgen.

Mit wildem Zorne fuhr der Herzog von Anjou die Kammerfrau an: „Wie kannst Du es wagen, mich einen schändlichen Buben zu nennen? Du verdienst den Tod für diese freche Rede.“

„Ermorden Sie mich nur,“ antwortete Clara,

„mit demselben Dolche, mit dem Sie meines Kindes Herz durchstochen!“

„Das überlasse ich dem Henker zu thun,“ versetzte der Herzog, „meinen Arm spare ich für andere Thaten auf.“

Ueberwältigt von Schmerz und auf's Tiefste verletzt durch den Hohn, welchen ihr der Herzog geboten, warf sich Clara zu den Füßen der Königin nieder und rief, die Hände ringend: „Gerechtigkeit! Königin, Gerechtigkeit!“

„Ich habe es Dir schon gesagt,“ erwiederte Katharina, „Deine Tochter hätte nicht so spröde sein sollen. Dann aber erklärt der Herzog, er sei in Deinem Hause meuchlings von hinten angefallen und auf die Erde niedergerissen worden. Wer war der Mann und wer die Dirne, welche die vorige Nacht in Deinem Hause zubrachten?“

Verwirrt über die Frage der Königin stammelte Clara unvernehmliche Worte, endlich sagte sie: „Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“ versetzte der Herzog. „Ich weiß es aber wohl. Robert Düval war der freche Bursche, der es wagte, den Degen gegen den Herzog von Guise zu ziehen. Das soll ihm aber den Kopf kosten.“

Eingeschüchtert durch die Keckheit des Königssohnes und besorgt für das Leben Robert Düval's versetzte Clara: „Nein, Robert Düval war es nicht.“

„Wer war es denn?“ fragte die Königin. „Und wer war die Dirne, die sich an meinem Sohne vergriffen hat?“

Clara schwieg. Doch der Herzog bemerkte: „Die Folter wird Dich schon sprechen machen.“

Als Clara das Wort Folter vernahm, sank sie mit einem Schrei in Ohnmacht.

Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, sah sie außer dem Herzog und der Königin auch den Grafen Rets im Zimmer stehen.

„Du mußt sprechen,“ sagte in scharfem Tone die Königin, „oder Du wirst den Gerichten übergeben. Graf Rets meldet mir eben, gestern um die Dämmerung hätten ein Mann und eine junge Weibsperson unter dem Namen Robert Düval und Marie Didier das Louvre verlassen. Robert Düval kann das aber nicht gewesen sein, da ich ihn selbst heute Nacht im Palaste gesehen. Wenn Du nicht sprechen willst, so muß ich annehmen, daß Du in einem Complotte gegen mich verwickelt bist.“

Clara schauderte zusammen. Sie wußte, daß Katharina ihre Drohungen zu erfüllen pflege. Der Ge-

danke an die Folter war für sie furchtbar. Zitternd und bebend gestand sie, daß die Passirscheine von Robert Düval und ihrer Tochter ihr aus ihrem Zimmer in dem Palaste entwendet worden seien, und daß wahrscheinlich Johann von Ferrieres und Heloise Desfleurs, jedoch ohne ihr Wissen und ohne ihren Willen, die vergangene Nacht in ihrem Hause zugebracht hätten.

„Ferrieres," rief die Königin, mit dem Fuße auf den Boden stampfend, aus.

„Ferrieres!" wiederholte der Herzog von Anjou, indem er seinen Dolch aus der Scheide zog und untersuchte, ob die Klinge noch blutig sei.

Die Königin gab dem Marschall Rets einen Wink, dieser verließ das Zimmer, dann wandte sie sich gegen ihre Kammerfrau und sagte: „Du hast zwei Verräthern die Mittel zur Flucht aus dem Louvre gegeben, Du hast in Deinem Hause sie beherbergt, Du wurdest so Mitschuldige des an der Königsfamilie von Frankreich begangenen Verrathes. Du hast die strengste Strafe verdient. Ich verzeihe Dir aus Rücksicht auf die Dienste, welche Du mir früher geleistet. Allein mein Vertrauen hast Du verscherzt. Meine Kammerfrau kannst Du nicht mehr sein und in der Hauptstadt kann ich Dich nicht mehr dulden. Du bist für die Zeit

Deines Lebens aus Paris und aus der Umgegend aller königlichen Schlösser auf die Entfernung von zwanzig Meilen verbannt.“

Vergeblich bemühte sich Clara Didier zu Worte zu kommen, um diesen schweren Spruch von sich abzuwenden. Katharina kehrte ihr den Rücken, und der Herzog von Anjou wies ihr die Thür. Der unglücklichen Mutter war diejenige Gerechtigkeit geworden, welche am Hofe Karl's IX. allein üblich war. Sie hatte erfahren, daß den Machthabern zwar jedes Verbrechen, selbst der Mord erlaubt war, den armen Unterthanen aber jedes Widerstreben gegen die ihnen von oben herab zugefügten Mißhandlungen, ja selbst jede Klage darüber zum Verbrechen angerechnet wurde.

Mit gebrochenem Herzen kehrte Clara in ihre verödete Wohnung zurück. Sie wollte die Leiche ihres Kindes nicht fremden Menschen überlassen und ordnete das Leichenbegängniß auf den Abend desselben Tages an. Nach der Erfüllung dieser traurigen Pflicht durfte sie nicht wagen, die Nacht in ihrer sonst so friedlichen und heitern Wohnung zuzubringen. Seit vielen Jahren hatte sie nur in Paris oder in einem der königlichen Schlösser in der Nähe der Hauptstadt gewohnt. Nur in Paris hatte sie Freunde und Bekannte. In ihren

alten Tagen sollte Clara Didier, nachdem sie ihr einziges Kind verloren, einsam und verlassen eine neue Heimat und eine neue Stellung im Leben suchen. So pflegen Könige die ihnen geleisteten Dienste zu belohnen.

Achtzehntes Kapitel.

Unglückseliges Vertrauen,
Das den Fürsten wird geschenkt,
Welche ihre Schlösser bauen
Auf den Grund, mit Blut getränkt!

Unentdeckt gelangten Ferrieres, Heloise Desfleurs und Robert Düval an das Haus, in welchem der Admiral von Coligny wohnte. Vor demselben hielten Schützen des Königs Wache. Die Hausthür war noch geschlossen, da die Morgendämmerung erst graute. Die Wachen fragten nach den Namen der Einlaß Begehrenden. Ferrieres nannte den seinigen nicht. Er schrieb mit Bleistift einige Zeilen an Téligny, den Schwiegersohn von Coligny, und übergab sie der Wache zur Besorgung. Nachdem diese bestellt worden waren, wurden er und seine Begleiter in das Haus eingeführt. Téligny kam den Eintretenden freundlich entgegen und führte sie in seine Wohnung. Der Admiral war noch

im Bette. Er hatte eine ruhige Nacht gehabt; seine Wunden waren entschieden auf dem Wege der Besserung.

Ferrieres stellte dem Herrn von Téligny Heloise Desfleurs als seine Braut vor. Die Jungfrau war von den Erlebnissen der letzten Tage auf's Aeußerste angegriffen und bedurfte der Ruhe. Frau Téligny ließ ihr ein Zimmer bereiten und geleitete sie zu demselben, während Ferrieres und Robert Düval mit Téligny Rücksprache nahmen.

Robert Düval theilte Téligny mit, was er von den Vorbereitungen im Louvre gesehen und über die geheimen Absichten derselben vernommen hatte. Doch der Schwiegersohn Coligny's versicherte, er habe genauere Kunde von dem Umfange, dem Zwecke und der Bedeutung der im Louvre getroffenen Maßregeln. „Die Waffen," sagte er, „welche dahin gebracht wurden, haben keinen andern Zweck, als bei dem Turniere gebraucht zu werden, welches an einem der nächsten Tage in dem großen Hofe des Louvre stattfinden wird. Die Truppen sind im Schlosse zusammengezogen worden, um uns zu schützen, falls der pariser Pöbel Miene machen sollte, uns anzugreifen. Wie wenig der König die Absicht hegen kann, Feindliches gegen uns zu unternehmen, geht schon daraus hervor,

daß er dem Admiral von Coligny eine Wohnung im königlichen Schlosse anbieten ließ. Die daselbst getroffenen Maßregeln können schon aus dem Grunde uns nicht verdächtig erscheinen, weil der König, um jeden Argwohn im Keime zu ersticken, uns von denselben zum voraus Kenntniß geben ließ. Der Admiral fand es nicht angemessen, seine Wohnung im Louvre zu nehmen, weil die Aerzte besorgten, der Umzug dahin könnte ihn zu sehr angreifen. Wenn der König böse Absichten wider uns im Schilde führte, so hätte er den hugenottischen Edelleuten gewiß nicht gestattet, ihre Wohnungen rings um die unsrige her einzunehmen. Allein, weit entfernt, dieses zu verbieten, hat er uns selbst aufgefordert, es zu thun. Das ganze Stadtquartier, in welchem wir wohnen, ist jetzt von Freunden bewohnt und königliche Schützen halten vor unserm Hause Wache."

„Ein königlicher Schütze war es auch," entgegnete Ferrieres, „welcher vor nicht zweimal vierundzwanzig Stunden auf den Admiral von Coligny schoß. Unter dem Vorwande einer Hochzeitsfeier wurden viele tausend Hugenotten und unter ihnen deren bewährteste und gefürchtetste Führer nach Paris gezogen. Unter dem Vorwande, den Mörder Coligny's, welcher bereits die Stadt verlassen hat, nicht aus Paris entkom-

men zu lassen, wird den Hugenotten die Möglichkeit benommen, sich aus dieser bösen Stadt zu entfernen. Jetzt lockt man die besten, die ergebensten Führer unserer Partei in dieses Stadtquartier, und wie die Thore der Stadt, so werden auch die Thore unserer Häuser von königlichen Söldnern besetzt gehalten. Es ist gegen alle Regeln des Krieges, sich in die Macht des Feindes zu begeben, dem guten Willen desselben zu vertrauen, so lange man noch die Kraft besitzt, seine Rechte selbst zu wahren."

Téligny versetzte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Wenn im Kriege das Mißtrauen, so ist im Frieden das Zutrauen unumgänglich nothwendig. Jetzt aber gilt das Gesetz des Friedens. Der Krieg ist beendet, der Friedensschluß ist bekräftigt durch eine feierliche Handlung, welche im Angesichte der ganzen Christenheit begangen wurde. Sollte der König von Frankreich seinem eigenen Schwager, vielleicht seiner eigenen Schwester Fallen und Schlingen legen? Ich kann es nicht glauben!"

„Oft schon," erwiederte Ferrieres, „haben Könige ihre nächsten Verwandten gemordet, um ihre persönlichen Zwecke zu erreichen. Karl IX. ist dazu auch fähig. Schon als Knabe freute er sich der Schmerzen, die er unschuldigen Thieren bereitete;

frohlockend schlug er ihnen mit einem Streiche ihre Häupter ab. Hinrichtungen waren stets Festlichkeiten für ihn; warum sollte er nicht einmal im Großen thun, was er sein ganzes Leben hindurch im Kleinen gethan?"

Robert Düval fügte hinzu: „Der Herzog von Anjou hat die vergangene Nacht meine Braut ermordet. Sein Bruder, Karl IX., wollte in der vorhergehenden Nacht die Braut meines Freundes entehren. Solche Leute sind jeder Schandthat fähig."

„Mit Recht," entgegnete Téligny, „seid Ihr Beide über diese Frevelthaten entrüstet. Allein Ihr irrt, wenn Ihr Eure Privatbeziehungen zu einzelnen Mitgliedern der königlichen Familie zum Maßstabe für die Angelegenheiten des französischen Staates macht. Wir Alle beklagen die Sittenlosigkeit, welche unter einem großen Theile der jungen Herren vom Adel herrscht. Auch der König von Navarra ist in dieser Beziehung nicht frei von jedem Tadel. Doch würden wir nicht zugeben, daß er eines absichtlichen Friedensbruches, eines planmäßigen Meuchelmords im Großen fähig erklärt würde, wie Ihr dessen den König beschuldigt."

Die drei Männer waren etwas wärmer geworden, als man gewöhnlich bei Besprechungen hochwichtiger

Dinge zu sein pflegt. Sie hatten so laut gesprochen, daß Admiral von Coligny im Nebenzimmer die Stimmen hörte und Téligny auffordern ließ, mit seinen beiden Gästen zu ihm in sein Schlafgemach zu kommen. Ferrieres und Robert Düval theilten dem Admiral mit, was sie in den letzten Tagen persönlich erlebt und was sie mit Téligny im Nebenzimmer besprochen hatten. Der edle Greis wurde auf das Tiefste bewegt durch diese ebenso gefühlvollen als gedankenreichen Mittheilungen.

„Wir Alle stehen in Gottes Hand," so begann der Admiral, nachdem er die beiden Männer vernommen. „Ohne Gottes Willen fällt kein Haar von unserm Haupte. Ich scheue nicht den Tod. Sollte ein Verrath, der seines Gleichen nicht hätte, uns hier dem Tode weihen, — wer ihn verübt, der wird dessen Früchte genießen. Die Frucht des Verrathes ist Zwietracht, Meuchelmord und Krieg. Ich habe meinen Feinden feierlich vergeben, als mein Leben noch auf dem Spiele stand, als die Aerzte nicht wußten, ob ich von diesen Wunden genesen würde. Sollte ich jetzt, da mich Gott genesen läßt, den schwärzesten Argwohn gegen meinen König hegen? Nein, dessen bin ich nicht fähig. Zudem habe ich eine Bürgschaft, daß der König es redlich meint; diese besteht in dem flandrischen

Kriegszuge, für welchen er sich unwiderruflich ausgesprochen hat."

In diesem Augenblicke wurden die hugenottischen Edelleute Bouchouannes und Langoiran angemeldet. Es trat eine kleine Pause in dem Gespräche ein. Doch als die beiden neuen Ankömmlinge eingetreten waren, wurde dasselbe wieder aufgenommen.

Téligny erging sich in einer langen Rede über Königswort und Mannesehre, über Karl IX., seine Mutter, die königlichen Prinzen und Minister, den französischen Adel und Soldatenstand und kam zu dem Schlusse, daß, da man nicht annehmen könne, alle Diese seien Betrüger, für die Hugenotten nichts zu befürchten sei.

Ferrieres warf ein: „Unsere Feinde sind theils Betrüger, theils Betrogene, zum kleinen Theile kalt berechnende Politiker, zum größern Theil heißfühlende Fanatiker."

Langoiran, ein sehr entschlossener und derber Mann, sagte dem Admiral geradezu, die vielen Schmeicheleien, welche der Hof an Coligny verschwende, seien ihm der stärkste Beweis seiner verrätherischen Absichten, und fügte hinzu: „Ich will nicht mit den Blinden in die Grube springen, ich will mich nicht in den Netzen verstricken, welche uns die Feinde gelegt. Ich bitte um

meine Entlassung, Admiral.“ Coligny gab ihm diese mit Widerstreben. Unter schweren Seufzern sagte dann Langoiran: „Ich will mich der Sache der Glaubensfreiheit erhalten, um zu kämpfen, wenn Ihr nicht mehr werdet kämpfen können.“

Télligny zuckte die Achseln und bemerkte: „Das sind tolle Reden!“

Langoiran entgegnete ihm: „Lieber will ich mich mit den Tollen retten, als mit den Weisen untergehen.“

Mit diesen Worten zog er sich zurück. Ferrieres und Robert Düval begleiteten ihn in das Vorzimmer, um sich mit ihm noch besonders zu besprechen. Sie theilten Langoiran ihre persönlichen Erlebnisse der letzten Tage mit, für welche er das innigste Mitgefühl bezeugte.

Langoiran erklärte den beiden Männern, daß er entschlossen sei, nach Larochelles zu eilen, um diesen Waffenplatz den Hugenotten zu retten, wenn auch der große Schlag in Paris, wie er befürchtete, gelingen sollte. Ferrieres und Robert Düval erwiederten, daß sie gleichfalls den Plan gehabt hätten, sich nach Larochelles zu begeben. Es fragte sich jedoch, wie sie aus Paris würden entkommen können. Langoiran theilte ihnen mit, daß er den Offizier genau kenne,

welcher heute Abend die Wache am Antonsthore befehligen würde. Es wurde daher verabredet, sich um zehn Uhr Nachts zu Pferde am Antonsthore zu treffen, von wo die Reise nach Larochelles über Orleans gemeinschaftlich angetreten werden sollte.

Neunzehntes Kapitel.

O Schwester, bist Du's? hast Du Dich entwunden
Den finstern Schergen, welche Dich gebunden?

Robert Düval hatte bisher den Schmerz über den Tod seiner Geliebten gewaltsam zurückgedrängt. Jetzt glaubte er seine Pflichten gegenüber dem Vaterlande und seiner Glaubenspartei erfüllt zu haben. Es trieb ihn fort, zurück in das Todtenhaus, in welchem er die irdischen Ueberreste seiner Marie zurückgelassen hatte. Auch wollte er die arme Mutter Clara nicht verlassen, denn er ahnte, daß, statt der erwarteten Gerechtigkeit, ihr nur Schimpf und Hohn im Königspalaste zu Theil geworden sei. Er verabschiedete sich von Ferrieres, doch versprach er, sich pünktlich um zehn Uhr bei dem St. Antonsthore einzufinden.

Auf den Straßen war es lebendig geworden. Unter den Hugenotten herrschte ängstliche Besorgniß, unter den Katholiken wilder Jubel, vermischt mit Schaden-

freude. Die beiden Glaubensparteien, welche sich während der letzten Tage äußerlich etwas angenähert hatten, sonderten sich wieder ab. Die Hugenotten bildeten für sich da und dort Gruppen, die Katholiken standen in einiger Entfernung in dichten Massen. Die königlichen Schützen, welche in dem von den Hugenotten hauptsächlich bewohnten Stadtviertel Wache hielten, begegneten den Hugenotten weder freundlich noch achtungsvoll. Robert Düval konnte nicht umhin, auf seinem Wege nach der Antonsvorstadt aus allen diesen Wahrnehmungen die trübsten Schlüsse für die Sache der Glaubensfreiheit zu ziehen. Er war noch nicht weit gegangen, als ein junges Mädchen seine Aufmerksamkeit auf sich zog, welches mit fragenden Blicken Häuser und Menschen ansah. So sehr er im Geiste auch mit seiner Geliebten beschäftigt war, so bedauerte er doch die Jungfrau, welche schon mehr als einmal den Mund zu einer Frage geöffnet, denselben aber immer wieder geschlossen hatte, ohne zu sprechen, weil ihr Niemand achtungsvolles Gehör schenkte. Robert Düval fragte sie nach ihrem Anliegen, worauf sie ihn bat, ihr die Wohnung des Admirals von Coligny zu zeigen. Bereitwillig führte Düval die Jungfrau zu dem Hause, welches er kaum erst verlassen hatte. Ohne nach ihrem Namen zu fragen, verschaffte er ihr Ein=

gang in das Haus. Da die Wachen ihn eben erst aus demselben hatten gehen sehen, so nahmen sie keinen Anstand, ihn nebst seiner Begleiterin einzulassen. Sobald er aber das Mädchen in Sicherheit wußte, kehrte Düval um und setzte seinen Weg wieder fort.

Das Mädchen schien in großer Verlegenheit zu sein, als sie in der Hausflur des Admirals stand. Ihr Anzug war sehr auffallend für den schärfern Beobachter, denn er schien zu dem Gesichte und zu den Bewegungen des Mädchens wenig zu passen. Ein grober Bauernmantel, ein Filzhut mit langen Krämpen, von dem man nicht wußte, ob er für einen Mann oder eine Frau ursprünglich bestimmt war, und grobe Bauernstiefel verhüllten eine Gestalt, deren feine Umrisse durch die ungünstige Kleidung dennoch sichtbar wurden. Mehr als die Gestalt stand aber das Antlitz der Jungfrau im Widerspruche mit ihrer Kleidung. So lange sie auf der Straße gegangen war, hielt sie ihr Gesicht durch ein großes Tuch möglichst verdeckt. In dem Hause des Admirals nahm sie jedoch den Hut von ihrem Kopfe und das Tuch von ihrem Gesichte hinweg. Sie hielt den Mantel nicht mehr so vorsichtig zusammengeschlagen, es kam daher durch denselben ein Kleid zum Vorschein, welches an die Tracht einer Nonne erinnerte.

Nachdem die Jungfrau sich etwas gesammelt hatte, wandte sie sich an den Thürsteher mit der Bitte, sie bei dem Admiral anzumelden. Der Thürsteher fragte nach ihrem Namen; sie besann sich einige Zeit, dann antwortete sie: „Sagen Sie dem Admiral, daß die Tochter eines seiner gefallenen Kampfgenossen ihn zu sprechen wünsche.“ Der Thürsteher erwiederte: „Der Admiral sei schwer verwundet und liege zu Bette, doch wolle er sie melden.“ In banger Erwartung blieb das Mädchen stehen, bis der Thürsteher zurückkam. Ihm folgte auf dem Fuße Téligny nach, welcher die Jungfrau einlud, zu seiner Gattin einzutreten, bis der Admiral im Stande sei sie zu empfangen.

Heloise Desfleurs hatte sich, nachdem sie einige Stunden der erquickendsten Ruhe genossen, in das Wohnzimmer der Frau Téligny begeben. Neben ihr saß Johann von Ferrieres, als Téligny die neue Ankömmlingin in das Zimmer einführte. Heloise sprang auf und in die Arme ihrer Schwester. Es war Leonore Desfleurs, welche eingetreten war. Sprachlos hielten sich die beiden Schwestern eine Zeit lang umschlungen. Endlich begann Heloise: „Dein Anzug verräth mir, daß Du aus dem Kloster entsprungen bist.“ „Mit Gefahr meines Lebens,“ erwiederte Leonore. Ferrieres begrüßte die wiedergefundene Schwester mit inniger

Wärme; doch Téligny konnte ein gewisses Mißbehagen nicht unterdrücken, als er erfuhr, daß Leonore aus dem Kloster entsprungen sei; er fürchtete jetzt mehr als zuvor, es möchte der Aufenthaltsort der beiden Schwestern und Ferrieres entdeckt werden und ihm daraus Unannehmlichkeiten entstehen. Unter dem Vorwande, die Herzensergießungen der Geschwister nicht zu stören, zogen er und seine Gattin sich alsbald zurück. Die Anwesenheit des Herrn und der Frau von Téligny hatte Heloisen einige Rückhaltung auferlegt.

Jetzt, da sie sich entfernt hatten, umarmte sie ihre Schwester von neuem und mit größerer Herzlichkeit. Zugleich stellte sie Leonoren Johann von Ferrieres als ihren Bräutigam vor. Leonore legte ihren Bauernmantel ab. Das Novizenkleid der Nonnen zum heiligen Herzen Mariä, welches sie trug, kam zum Vorschein und regte den Wunsch Heloisens und Johann's von Ferrieres besonders an, zu erfahren, wie es Leonoren ergangen, seit sie in dem Kloster von ihrer Schwester getrennt worden war.

„Du weißt,“ begann Leonore, „daß, sobald wir im Kloster zum heiligen Herzen der Jungfrau Maria angekommen waren, wir von einigen Nonnen auf den Friedhof geführt wurden, um das Grab unseres Vaters zu sehen. Da wurden wir getrennt. Du bliebst auf

dem Kirchhofe zurück; ich ward in das Kloster geleitet. Eine kleine Zelle wurde mir angewiesen, in welche unsere Mutter und die Aebtissin mit mir zugleich eintraten. Unsere Mutter erklärte mir, daß es meine Bestimmung sei, hier zu verbleiben und den Schleier zu nehmen. Die Aebtissin begrüßte mich als Schwester und gab mir einen Kuß auf die Stirne, wie sie sagte, zum Zeichen, daß ich in den Bund der Schwestern aufgenommen sei. Vergebens beschwor ich unsere Mutter, mich nicht auf Zeitlebens unglücklich zu machen. Sie erwiederte mir, ich sei jetzt erst Novizin und sei daher noch nicht gebunden. Sollte ich mich an das klösterliche Leben nicht gewöhnen können, so würde sie später weitere Rücksprache mit mir nehmen. Als ich mich nach Dir, geliebte Schwester, erkundigte, erhielt ich die Antwort, ich würde Dich erst wiedersehen am Tage, da ich den Schleier nähme. Nachdem mir diese kurzen Mittheilungen gemacht worden waren, zogen sich unsere Mutter und die Aebtissin aus meiner Zelle zurück, welche sie hinter sich verschlossen. Das Fenster meiner engen Wohnung war mit starken eisernen Gittern versehen; die Thür war fest, ihre Schlösser groß und schwer. Ich fühlte, daß ich eine Gefangene war. Schluchzend warf ich mich auf meine Lagerstätte nieder. Nach einiger Zeit kamen zwei Nonnen und brachten

mir mein Abendessen. Ich genoß nur wenig und verfiel bald darauf in einen tiefen Schlaf. Als ich am folgenden Morgen erwachte, lag ich im Novizenkleide der Schwestern des heiligen Herzens Mariä auf meinem Lager. Die Kleider, in welchen ich das Kloster betreten hatte, waren verschwunden. Ich fühlte, daß mein Schlaf nicht natürlich gewesen, sondern durch künstliche Mittel hervorgerufen worden war; außerdem wäre es nicht möglich gewesen, mich zu entkleiden und anzukleiden, ohne daß mir davon eine Erinnerung geblieben. Man hatte mir auch nicht das Geringste gelassen von alle Dem, was ich in das Kloster mitgebracht. Selbst der Rosenkranz, das Cruzifix und das Gebetbuch, welche unsere Mutter uns aufgedrungen hatte, waren während der Nacht ausgetauscht worden. Nur eine kurze Zeit sollte mir vergönnt sein, über meine Lage nachzudenken. Kaum war ich erwacht, so traten dieselben zwei Klosterfrauen, welche Abends zuvor mir Nahrung gebracht hatten, in meine Zelle ein und forderten mich auf, ihnen in die Kirche zu folgen, woselbst der Beichtvater mich erwarte, um meine Beichte zu hören. Ich klagte über Kopfschmerzen, wurde aber nur um so mehr gedrängt, mich zu beeilen, da die Zeit des Paters Cyrillo heute besonders stark in Anspruch genommen sei. Die beiden Nonnen

faßten mich, als ich länger zögerte, bei den Armen an. Halb gezwungen und halb freiwillig folgte ich ihnen. Sie führten mich in die Klosterkirche und zwangen mich, in dem Beichtstuhl niederzuknieen. Ich sagte dem Beichtvater offen, daß ich nicht Katholikin, sondern Protestantin sei, daß ich ihm nicht beichten könne und verlange, aus dem Kloster entlassen zu werden. Zuerst versuchte Pater Cyrillo mit freundlichen Worten meinen Widerstand zu brechen. Als dieses jedoch nichts fruchtete, stand er auf und gab den beiden Klosterfrauen einen Wink. Er entfernte sich und ich wurde in meine Zelle zurückgeführt. Bei karger und schmaler Kost verblieb ich einen trüben und langen Monat in meinem Gefängniß. Die beiden Klosterfrauen, welche am ersten Tage zu mir gekommen waren, brachten mir meine Nahrung und sprachen mir zu, meinen Starrsinn, wie sie mein Festhalten an meinen Begriffen von Religion und Freiheit nannten, abzulegen. Wenn die beiden Nonnen zu gleicher Zeit bei mir waren, benahmen sie sich immer sehr streng und gemessen. Allein bisweilen kamen sie auch einzeln zu mir und dann sprach die Aeltere derselben sehr herzlich. Sie rieth mir an, nachzugeben, wenigstens zum Scheine zur Beichte zu gehen und mich bereit zu erklären, den Schleier zu nehmen; nur auf diese Weise

könnte ich die Wachsamkeit meiner Feinde täuschen. Unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln setzte sie hinzu: nach der Sitte ihres Ordens habe jede Novizin die Nacht, bevor sie in die Zahl der Schwestern eingereiht werde, in der Klosterkirche zuzubringen. Aus dieser könnte ich dann leicht entkommen, da die Schlüssel zu den Thüren der Kirche in der Sakristei, welche gewöhnlich unverschlossen sei, aufgehoben würden. Mit Widerstreben fügte ich mich diesem Rathe, denn ich war überzeugt und die gute Nonne versicherte mich dessen auch auf's Bestimmteste, ich würde die enge Haft und die schmale Kost keine zwei Monate mehr aushalten können. Ich erklärte daher den beiden Klosterfrauen, ich wollte mich fügen. Der Geistliche und die Aebtissin kamen zu mir, ich mußte den Rosenkranz beten, fast täglich beichten und an den kirchlichen Feierlichkeiten als Novizin Antheil nehmen. Einen Monat hindurch wurden mir alle Arten von Bußübungen auferlegt: ich mußte ein rauhes, härenes Hemd auf dem Leibe tragen, mußte Stunden lang auf den Knieen beten und mich bei allen Zusammenkünften mit den Schwestern in einiger Entfernung halten. Anfangs wurde ich zwar mit großem Argwohn behandelt, nach einiger Zeit jedoch verlor sich dieser und ich wurde im Gegentheile mit Liebkosungen überschüttet. Mein Beicht-

vater und sämmtliche Klosterfrauen überboten sich in Beweisen von Theilnahme und Zuneigung. Bis zu dieser Zeit hatte man alle meine Fragen, welche sich auf Dich, geliebte Schwester, bezogen, unbeantwortet gelassen. Durch dieselbe Klosterfrau, welche mir den Rath gegeben, mich zu fügen, erfuhr ich aber im Laufe der ersten Woche meiner Fügsamkeit, daß der König sein Auge auf Dich geworfen habe und daß Du an den Hof der Königin Katharina gebracht werden würdest. Es war mir dieses schrecklicher, als die Nachricht selbst von Deinem Tode es hätte sein können, ich bitte Dich daher, mich nicht länger im Ungewissen über Dein Schicksal zu lassen, obgleich ich nach alle Dem, was ich jetzt sehe, annehmen muß, daß es sich zum Guten gewendet habe."

Heloise umarmte ihre Schwester und hob zu erzählen an:

„Nachdem wir Beide eine Zeit lang zusammen an dem Grabe geweilt hatten, welches man uns als dasjenige unseres Vaters bezeichnete, das aber seine sterblichen Ueberreste nicht umschloß — —"

„Nicht umschloß?" unterbrach sie Leonore mit Ungestüm.

„Nein," erwiederte Heloise, „eben so wenig war diese Nachricht wahr, als die zweite, daß unser Vater

vor seinem Tode zur katholischen Kirche übergegangen sei. Aus dem Munde meines Freundes kannst Du es selbst vernehmen, daß unser theurer Vater nicht im Kloster zum heiligen Herzen der Jungfrau Maria, sondern zu Larochelles starb und begraben wurde."

Ferrieres, auf welchen Leonore einen fragenden Blick geheftet hatte, bestätigte die Worte Heloisens, worauf diese fortfuhr: „Du wurdest vor mir von dem Grabe hinweggeführt. Ich blieb allein bei demselben zurück. Tief versenkt in die schmerzlichsten Gefühle, bemerkte ich nicht, was um mich her vorging. Endlich wurde ich aus meinen stillen Gebeten aufgeschreckt durch ein Geräusch, welches ich in meiner nächsten Nähe vernahm. Ich blickte um mich und gewahrte einen jungen Mann in meiner Nähe und mehrere Andere in einiger Entfernung. Der junge Mann ging auf mich zu, allein sein ganzes Wesen und die Art, wie sich seine Begleiter benahmen, mißfielen mir im höchsten Grade. Ich entfloh. Es war der König Karl IX., wie Dir die Klosterfrau richtig bemerkte, welcher sein Auge auf mich geworfen hatte. In den ersten Tagen meiner Gefangenschaft im Kloster wurde ich gleich wie Du behandelt. Später aber änderte sich Alles. Ich erhielt bessere Nahrung, man gab mir meine Kleider zurück, die mir anfangs genommen

worden waren, man drang nicht mehr in mich, den Schleier zu nehmen, und behandelte mich auf eine Weise, die ich mir erst zu erklären vermochte, als ich an den Hof der Königin Katharina gebracht wurde. Von Dir, meine theure Schwester, sagte man mir anfangs durchaus nichts; später wurde mir mitgetheilt, Du dientest allen Schwestern zur höchsten Erbauung. Nach einigem Widerstreben seiest Du bereits eine wahre Heilige geworden. Der Tag wurde mir genannt, an welchem Du den Schleier nehmen würdest. Ist nicht heute der 24. August?"

Leonore und Ferrieres bejahten die Frage. Heloise fuhr fort: „Am heutigen Tage, sagte man mir, würdest Du den Schleier nehmen."

„So war es auch bestimmt worden," versetzte die Schwester. „Ich hatte den Wunsch ausgesprochen, meine Novizenzeit möchte mir abgekürzt werden. Dieser stimmte zu sehr mit demjenigen der Aebtissin und sämmtlicher Klosterfrauen überein, als daß er mir nicht gewährt worden wäre. Auf den 24. August wurde meine Einkleidung als Nonne festgesetzt. Wie die Klosterfrau mir vorhergesagt hatte, wurde ich in der vorigen Nacht in die Klosterkirche geführt. Als ich mich allein sah und Alles im Kloster ruhig zu sein schien, ging ich nach der Sakristei, um dort die Schlüssel zu holen, welche

mir die Thüren der Kirche öffnen sollten. Ich fand die Sakristei verschlossen und erkannte, daß mich die Klosterfrau getäuscht hatte, als sie mir den Rath gab, mich zu fügen. Jetzt erst sah ich ein, daß ich mir selbst das Netz gesponnen, in welchem ich gefangen werden sollte. Ich entschloß mich, es mit kräftiger Hand zu zerreißen und koste es mein Leben."

„Lange ging ich an allen Thüren der Kirche umher und versuchte, ob nicht vielleicht Eine aus Versehen unverschlossen geblieben sei. Keine öffnete sich meinem Drucke. Die Fenster waren nicht sehr hoch. An einem Kirchenstuhle kletterte ich zu einem derselben empor, löste das Blei los, welches das Glas einfaßte, bildete mir so selbst meine Thür und sprang durch diese in den Kirchhof hinab. Nun galt es noch, über die Kirchhofsmauer zu gelangen. Es kam mir gut zu statten, daß wir in unsern Kinderjahren viel gesprungen und gelaufen waren. Glücklich kam ich über die Mauer hinweg und eilte dann querfeldein so rasch ich konnte davon. Nachdem ich eine Stunde gelaufen war, kam ich bei einer einsam stehenden Bauernhütte an. Ich klopfte, ein altes Mütterchen blickte zum Fenster heraus. Als sie mich sah, erschrak sie, denn mein Anzug verrieth ihr, wer ich sei. Sie hängte mir schnell einen Bauernmantel um, band mir ein

Tuch um das Gesicht, setzte mir einen Hut auf und zog mir Stiefeln an. Dann gab sie mir eine Kanne mit Milch zu tragen, nahm selbst deren zwei und hieß mich ihr folgen. Unterwegs sagte sie mir, ich müßte nach Paris zum Admiral von Coligny, der werde mich schützen. Andere Bauersleute, welche zu Markte gingen, schlossen sich uns an. Unerkannt gelangte ich auf diese Weise durch die Thore der Stadt. Die gute alte Frau gab mir das Geleite bis in die Nähe dieses Hauses, ein freundlicher junger Mann führte mich hier ein.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Herz geschieden
Vom bessern Theile,
Hat nichts hienieden,
Das es noch heile.
Ach! seine Wunden
Sind unverbunden,
Doch nichts verkündet,
Was es empfindet!

Nachdem Robert Düval die fremde Jungfrau, deren Namen er nicht kannte, in die Wohnung des Admirals von Coligny geleitet hatte, eilte er nach dem Hause in der Antonsvorstadt, in welchem er die glücklichsten Tage seines Lebens verbracht hatte, und welches jetzt die Leiche seiner Geliebten und das Grab seiner theuersten Hoffnungen enthielt. Als er in die Nähe des Hauses kam, gewahrte er verschiedene Menschengruppen, welche andeuteten, daß irgend etwas Außerordentliches hier in der Nähe stattgefunden haben müsse. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, weiter

zu gehen, und fand Clara Didier im Zustande der äußersten Verzweiflung. Auf die Frage, wie es ihr im Louvre ergangen, erzählte sie Robert Düval unter lautem Wehklagen, mit welchem Hohne sie daselbst aufgenommen worden sei, und fügte in der größten Seelenangst hinzu, bereits seien die Schützen des Königs im Hause gewesen, um Johann von Ferrieres und Heloise Desfleurs aufzusuchen.

Clara hatte ihre Geistesgegenwart gänzlich verloren und klagte bald über den Tod ihres Kindes, bald über Verweigerung der Gerechtigkeit, welche sie von der Königin verlangt habe. Robert kniete in stummem Schmerze an dem Sarge nieder, worin die Leiche der Geliebten, weiß angethan, lag. Ein Kranz von weißen Rosen war um ihre Stirne gewunden, die dunkeln, langen Haarflechten umflossen Gesicht und Brust der Jungfrau. Ihre Hände waren wie zum Gebete gefaltet. Die großen, schwarzen Augen waren geschlossen. So lag sie da ein Bild der Unschuld und Reinheit, einem schlafenden Engel vergleichbar. Robert betrachtete die irdischen Ueberreste der Geliebten, als wolle er ihr Bild seinem innersten Wesen einverleiben, und sagte dann in feierlichem Tone, indem er die Hand der Jungfrau in die seinige nahm: „Für dieses und für jenes Leben bin ich Dein, o meine Marie. Dort

vereinigen wir uns auf ewig, wo keine Trennung mehr ist!"

Dann wandte sich Robert zu der verzweifelnden Mutter, welche zu ihm sprach:

„Der Beerdigung meiner Marie will ich noch beiwohnen. Ich will noch den Kranz auf das Grab meines Kindes legen. Aber dann muß ich fort, fort aus dieser Stadt!"

Sie bat Robert Düval, sie in ihrer hülflosen Lage nicht zu verlassen, und fragte ihn, wo sie sich hinwenden sollte? Bevor es dem Jüngling möglich war, die unglückliche Frau zu beruhigen, kam die Geistlichkeit, welche Besitz von der Leiche Mariens nahm, sich erkundigte, wann die Verstorbene zum letztenmal gebeichtet, und als sie darüber befriedigende Auskunft erlangt hatte, weiter fragte, warum die Verstorbene vor ihrem Tode nicht mit den Sterbesacramenten versehen worden sei. Es kostete einige Mühe, den geistlichen Herren begreiflich zu machen, daß die Wunde den unmittelbaren Tod der Jungfrau herbeigeführt habe und daß sie, bevor sie diese empfangen, in vollkommener Gesundheit gewesen sei. Der Pfarrer des Kirchspiels meinte, es hätte jedenfalls sogleich zu ihm geschickt werden sollen, es wäre doch vielleicht möglich gewesen, dem armen Kinde noch die letzte Oelung zu

geben. Diese Reden wurden in Gegenwart Robert Düval's geführt, nach welchem sich der Pfarrer von St. Anton sofort erkundigte. Frau Didier erwiederte demselben: Robert Düval sei mit ihrer verstorbenen Tochter versprochen gewesen und wünsche daher, derselben die letzte Ehre zu erweisen, worauf der geistliche Herr sich an Düval wandte, um sich über den Zustand seines Glaubens zu versichern. Als er hörte, Robert Düval sei Protestant, machte er der Frau Didier die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie einem Ketzer Zutritt in ihrem Hause gestattet habe. Vergeblich berief diese sich auf den abgeschlossenen Religionsfrieden, auf den erst vor wenigen Tagen feierlich begangenen Ehebund zwischen der Schwester des Königs und dem Könige von Navarra. Der Geistliche erwiederte, die Kirche sei allerdings gezwungen, hier und da Manches zu dulden, was sie nicht zu verhindern die Gewalt habe, allein dadurch verändere sich das ewige Recht der Kirche nicht. Ohne weiter in eine Erörterung der Frage einzugehen, erklärte der Pfarrer, daß er Robert Düval als Leidtragenden nicht zulassen könne, und daß er es sich vorbehalte, wegen des Benehmens der Frau Didier das Erforderliche im Beichtstuhle anzuordnen. Als Clara dem Pfarrer mittheilte, sie sei verbannt und müsse noch heute Paris

verlassen, verlangte er zu wissen, wo sie sich niederzulassen gedenke, um ihrem demnächstigen Beichtvater die erforderlichen Mittheilungen machen zu können. Frau Didier vermochte nicht, ihm diese Frage zu beantworten, mußte dem Pfarrer jedoch versprechen, ihm sobald als möglich ihren künftigen Aufenthaltsort anzuzeigen. Die Stolgebühren für die Beerdigung ihres Kindes wurden zum voraus erhoben, worauf sich der Leichenzug in Bewegung setzte. Robert Düval durfte nicht folgen. Mit namenlosem Schmerze blieb er zurück und wartete auf die Rückkehr der unglücklichen Mutter. Eine große Anzahl freundlicher Nachbarn und eine noch größere Zahl neugieriger Gaffer gaben der Leiche das Geleite. Der Mann, welcher Marien am innigsten geliebt, welcher allein die Geheimnisse ihrer Seele kannte, wurde nicht zu ihrem Leichenbegängnisse zugelassen. Doch den schönsten Todtenkranz legte der Jüngling in seinem Herzen auf der Geliebten Grab. Die Blumen dieses Kranzes waren in seiner Seele aufgeblüht. Die Kirche, deren Aufgabe es ist, die widerstrebenden Herzen zu versöhnen, trennte die liebenden Herzen, sogar nachdem das eine derselben zu schlagen aufgehört. „Und diese Kirche nennt sich die alleinseligmachende!"

Als Clara nach mehrern Stunden (so lange dauerten

die Beerdigungsfeierlichkeiten) in ihre öde Wohnung heimgekehrt war, pflog sie mit Robert Düval Rath über ihre Zukunft. Clara fühlte das Joch ihrer Kirche seit langer Zeit schwer auf sich lasten, allein so schwer als an jenem Trauertage hatte sie es noch niemals empfunden. Ihre einzige Stütze war, nach dem Tode ihrer Tochter, Robert Düval. Ihr Verhalten diesem edlen jungen Manne gegenüber wurde ihr als Verbrechen angerechnet, und der Geistliche hatte ihr auf dem Wege zum Kirchhofe wiederholt eingeschärft, sich von demselben als einem Ketzer vollständig loszusagen. Die Kirche ließ ihr keine Wahl, als sich entweder von ihr oder von Robert Düval, dem Ungläubigen, abzuwenden. Robert Düval bot der verlassenen Wittwe Trost und Hülfe, die Kirche nur Bußübungen, Verdammungsurtheile und lästige Pflichten. Unter diesen Umständen besann Frau Didier sich nicht lange und sagte sich in der Stille ihres Herzens von einer Kirche los, deren eiserne Hand sie schon zu lange schmerzlich gefühlt hatte. Robert Düval versprach ihr, als treuer Sohn für sie Sorge zu tragen. Sie erklärte sich bereit, ihm zu folgen, wohin er sie führen würde. Ohne der Mutter seiner Marie mitzutheilen, welchen Weg er einzuschlagen gedenke, sagte ihr Robert, daß sie gegen zehn Uhr Abends die Hauptstadt verlassen würden.

Clara war damit vollkommen einverstanden. So rasch als möglich ordnete sie ihre kleinen, häuslichen Angelegenheiten und packte zusammen, was sie mit sich nehmen wollte; während Robert Düval dem Diener Johann's von Ferrieres, welcher mit den Pferden in einem kleinen Gasthofe in der Nähe wohnte, die nöthigen Weisungen brachte und drei weitere Pferde einkaufte für sich, Clara Didier und einen Diener.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Bei der Liebe Hochzeitsfeste,
An des Herdes heiligem Feuer
Sinnet nur ein Ungeheuer
Auf Ermordung seiner Gäste.

Im Laufe des Tages, welcher mit dem Morde Mariens begann, es war Samstag der 24. August 1572, fanden im Louvre Verhandlungen der ernstesten Art statt. Die Hoffnungen, welche die Führer der katholischen Partei auf den gewaltsamen Widerstand der Hugenotten gesetzt hatten, gingen nicht in Erfüllung. Weder der Mordanfall gegen den Admiral von Coligny, noch die mannichfaltigen Anstalten, welche von Seiten der katholischen Partei getroffen wurden und augenscheinlich gegen die Hugenotten gerichtet waren, vermochten diese aus dem Schlummer zu erwecken, in welchen die Künste des Hofes sie gelullt hatten. Sie blieben ruhig und benahmen durch dieses ihr Verhalten der katholischen Partei jedweden Vorwand, sie als

Rebellen zu behandeln. Da übrigens die Führer der katholischen Partei längst entschlossen waren, die Gelegenheit der Hochzeitsfeier des Königs Heinrich von Navarra nicht vorüber gehen zu lassen, ohne einen entscheidenden Schlag gegen die verhaßten Feinde zu führen, so faßten sie an jenem Tage den ewig denkwürdigen Beschluß, nicht länger mit der Vertilgung derselben zu zögern. Die Königin Katharina leitete, in Verbindung mit dem Marschall von Gondy=Rets, die blutige Verschwörung. Die Herzoge Franz von Guise und von Anjou nahmen an den Verhandlungen den innigsten Antheil. Der Siegelbewahrer Biragua, der Marschall Tavannes und der Herzog von Nevers waren zu jeder Gräuelthat bereit, welche unter dem Mantel der Religion und des Königthums dazu dienen möchte, ihren Einfluß bei Hofe zu vergrößern. Der Cardinal von Guise hatte lange Zeit an dem Werke der Ausrottung der Hugenotten gearbeitet. Er war es, der die Königin Katharina in ihren blutigen Absichten bestärkte und bekräftigte. Seine Rathschläge und Aufmunterungen erhielten dadurch doppeltes Gewicht, daß er sich auf den Papst zu Rom berufen und dessen Billigung zusichern konnte. Nachdem dieser schlaue, verfolgungssüchtige Priester Alles in der Hauptstadt zum Morde vorbereitet hatte, verließ er selbst im

entscheidenden Augenblicke dieselbe, um sich von jeder Verantwortung frei zu halten.

König Karl IX. schwankte hin und her. Mehrere male glaubte sogar seine Umgebung, er sei in den Händen der Hugenotten. Vor längerer Zeit hatte übrigens König Karl den Führern der katholischen Partei schon die Zusage gegeben, daß er den Religionsfrieden nicht halten, vielmehr zur vollständigen Vertilgung der Feinde seiner Kirche benutzen würde. Allein jetzt, da der entscheidende Augenblick näher und näher kam, jetzt, da er handeln sollte, fuhr er fort den Hugenotten gute Worte zu geben, ohne sich zu entscheidenden Maßregeln entschließen zu können. Hätte seine Mutter Katharina nicht einen so großen Einfluß auf ihn ausgeübt, hätte sie nicht alle geheime Fäden der Verschwörung in ihren Händen vereinigt, hätte sie ihm nicht die Zustimmung zu den von ihr vorbereiteten Maßregeln abgedrungen, so wäre das schauderhafteste Ereigniß der Weltgeschichte, das Blutbad der Bartholomäusnacht, wohl schwerlich in's Leben getreten. Wenn der Cardinal von Guise die erste Anregung zu dem Mordplane gab, wenn der Marschall von Gondy-Rets die erforderlichen Vorbereitungen dazu traf, wenn der Herzog Franz von Guise und der Marschall von Tavannes ihre Degen zur Verfügung stellten, — so

war doch die Königin Katharina die eigentliche Seele der Bartholomäusnacht. Sie lieh den Einflüsterungen verfolgungssüchtiger Priester ein offenes Ohr und vertheidigte die Rathschläge des Cardinals von Guise, wenn der König dieselben bedenklich und gefährlich fand. Sie berieth mit dem Siegelbewahrer Biragua und dem Marschall Rets die vorbereitenden Maßregeln. Von ihr gingen alle die Festlichkeiten aus, durch welche die Hugenotten getäuscht und erschlafft wurden. Sie rief im entscheidenden Augenblicke den Beschluß des Königs hervor, welcher den Mordplan gut hieß. Ihre leidenschaftliche Seele regte die schlummernden Kräfte des Königs, ihres Sohnes, bis zur wildesten Zerstörungswuth auf; und als dann endlich die Mordnacht kam, war es wiederum Katharina, welche an den blutigsten, schaudererregendsten Thaten die größte Freude kund gab und welche selbst die Leichname der Ermordeten mit ihren Damen schändete und einer ruchlosen Neugier Preis gab.

Ein Weib war die eigentliche Schöpferin der größten Gräuelthat der Geschichte. Schwerlich hätte ein Mann so teuflisch als dieses Weib zu handeln vermocht. So bewährte sich auch hier wieder der Erfahrungssatz, daß, wenn ein Mensch einmal aus seinem ihm von der Natur vorgezeichneten Kreise heraus-

getreten ist, er am tiefsten in dem Pfuhle der Verderbniß sinke. Katharina hatte fast in allen Beziehungen des Lebens die ihr von der Natur angewiesenen Schranken überschritten. Als Gattin war sie ihrem Gemahle untreu gewesen, als Mutter hatte sie absichtlich die Gefühle ihrer Kinder verkehrt und verdorben, als Weib hatte sie eingegriffen in den Wirkungskreis der Männer. Wer in so vielen und hochwichtigen Lebensbeziehungen die Bahn der Natur verläßt, der muß nothwendig eine Kraft der Leidenschaft besitzen, welche um so verderblicher wirkt, je weniger sie durch das natürliche Gegengewicht sittlicher Kraft und äußerer Verhältnisse gemäßigt wird. Ihre Söhne waren einer solchen Mutter würdig. Karl IX. und der Herzog von Anjou, welche in der pariser Bluthochzeit eine hervorragende Rolle spielten, waren Beide gleich herzlos, gleich unfähig, die edlern Gefühle der Gewissenhaftigkeit und des Wohlwollens zu hegen. Karl IX. war bereit, Hunderttausende seiner „Unterthanen" abschlachten zu lassen, sobald die Befürchtung in ihm angeregt wurde, sein Thron könnte außerdem, sei es durch die Hugenotten, oder aber durch die mit ihm unzufriedenen Katholiken, gefährdet werden. Der Herzog von Anjou zog seinen Degen gegen die Hugenotten in derselben Seelenstimmung, in welcher er

seinen Dolch gegen die jugendliche Marie gezogen hatte. Er nahm Theil an den Mordplänen gegen die hugenottische Partei, wie er Theil nahm an der Liebesintrigue, die er gemeinschaftlich mit dem Herzog Franz von Guise in der Antonsvorstadt angeknüpft hatte. Wie der Herzog Franz von Guise seinem Genossen, dem Herzog von Anjou, die Wege geebnet hatte auf der Bahn sinnlicher Lüste, so war er es auch, welcher seinen Meinungsgenossen die Wege ebnete auf der Bahn der politischen Bestrebungen. Er hatte Maurevel de Prie gedungen, den Admiral von Coligny zu ermorden. Er führte in der verhängnißvollen Nacht die Söldnerschaaren an, als das Morden begann.

Wie sich die einzelnen Führer der katholischen Partei zu denjenigen der Hugenotten, so verhielt sich die große Masse der Katholiken zur großen Masse der Reformirten. Katharina war die Seele der katholischen, der Admiral von Coligny war dazumal die Seele der hugenottischen Partei. Um diesen schaarten sich der König von Navarra, Heinrich von Bourbon, der Prinz von Condé, Téligny (der Schwiegersohn des Admirals) und manche andere wackere Männer. Sie Alle hatten sich durch den Köder des Ehebundes, welcher mit der Schwester des Königs, Margarethe, geschlossen werden sollte, in den Angeln der katholischen

Partei fangen lassen. Sie hatten den ersten Fehler begangen, indem sie glaubten an die Möglichkeit einer Aussöhnung mit der katholischen Partei. Alle ihre spätern Fehler waren nur die nothwendigen Folgen jenes ersten Grundirrthums. Mit einer Partei, welche die andere als ketzerisch und rebellisch betrachtet, ist kein Friedensschluß möglich. Nachdem der Ehebund zwischen Heinrich von Bourbon und Margarethe geschlossen war, nachdem die Hugenotten in Paris versammelt, nachdem der Admiral verwundet und die Thore der Hauptstadt geschlossen worden waren, ahnten wohl Viele unter den Hugenotten, daß sie verrathen seien. Allein Diejenigen, welche ein überwiegendes Ansehen unter ihnen genossen, hatten sich zu tief in die Netze des Hofes verstrickt. Sie konnten sich nicht wieder aus denselben losmachen. Denjenigen aber, welche Scharfsinn genug besaßen, um die mörderischen Pläne der Feinde zu durchschauen, und Muth genug hatten, sich und ihren Gefährten freie Bahn zu brechen, — fehlte es an dem erforderlichen Einfluß. In den Reihen der Hugenotten war edles Streben, Vaterlandsliebe, Freiheitsmuth, allein es fehlte an entschlossener Führung. Auf Seiten der Katholischen war Entschlossenheit, Keckheit und vollkommene Gleichgültigkeit über die Mittel zum Zwecke der Vertilgung

der Feinde. Je mehr die Hugenotten geneigt waren, an den guten Willen des Königs Karl zu glauben, desto weniger waren sie im Stande, den ihnen gelegten Schlingen zu entgehen. Je weniger dagegen die katholische Partei Gewissensbisse fühlte über den an ihren Feinden verübten Verrath, desto leichter wurde es ihr, die Hugenotten abzuschlachten. Es gibt im Leben unversöhnliche Gegensätze. Wer diese nicht erkennt und sie versöhnen will, richtet sich und die Seinigen zu Grunde. Freiheit und Knechtschaft ist ein solcher Gegensatz in allen Gebieten menschlichen Strebens: in Kirche und Staat, in der Schule und in der Gesellschaft. Der Kampf zwischen den beiden Trägern dieses Gegensatzes nahm seinen Anfang auf dem Gebiete der Kirche. Er führte zu keinen entscheidenden Resultaten, weil viele hervorragende Vertreter der Sache der Freiheit die Versöhnung des Unversöhnlichen dem Kampfe vorzogen. In unsern Tagen wird derselbe Kampf mehr auf politischem Gebiete geführt. Die Versöhnungsmenschen haben hier wiederum Vieles verdorben, weil auch ihnen ein Köder hingehalten wurde und weil auch sie sich in die durch denselben verborgenen Angeln verbissen haben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Menschen könnt Ihr niederstechen,
Freunde trennen, Herzen brechen,
Doch der Geist ist unerreichbar,
Ist dem Phönix nur vergleichbar.

Katharina von Medicis hatte unter Zuziehung ihrer Vertrauten, des Marschall Rets und des Siegelbewahrers Biragua, den Plan zu der Bluthochzeit vor mehrern Monaten in großen Umrissen entworfen und die Zustimmung des Königs Karl's IX. zu demselben erwirkt. Das Mißglücken des Mordanfalles auf Coligny hatte jedoch ihren Sohn den König wieder schwankend gemacht, es galt daher denselben zu nöthigen, den Mordplan jetzt zur Ausführung zu bringen. Nachdem Katharina mit Rets die letzten Verabredungen getroffen, bereitete dieser den König auf den Schlag vor, welchen seine Mutter zu führen entschlossen war. Geschickt verstand es der Vertraute der Königin, dem König Schrecken vor den Hugenot-

ten und zu gleicher Zeit vor den Führern der katholischen Partei, zumal den beiden Brüdern, den Herzogen von Guise, einzujagen. Auf der einen Seite spiegelte Marschall Rets dem Könige vor, die Hugenotten ständen im Begriffe, mit vereinter Macht über die Katholischen herzufallen, auf der andern machte er ihn glauben, daß, wenn sich nicht der König an die Spitze der Katholiken stelle, um die Hugenotten zu vertilgen, die Herzoge von Guise dieses unzweifelhaft thun würden. Karl IX., welcher niemals mit eigenen Augen die Angelegenheiten Frankreichs betrachtet hatte, wurde durch die Reden des Marschalls auf's Aeußerste erschüttert. In seiner Rathlosigkeit fragte er den Marschall, wie die drohende Gefahr abgewendet werden könne. Bevor Graf Rets Zeit hatte, dem Könige ausführlich auf seine Frage zu antworten, kam, wie es mit dem Marschall verabredet worden war, die Königin Katharina vor die Thüre des Cabinets, in welchem sich Karl IX. und Graf Rets eingeschlossen hatten, und pochte stürmisch an dieselbe. Der König, welcher durch die Worte des Grafen schon in Angst versetzt worden war, gerieth sichtbar in Schrecken, als er seine Mutter so heftig anklopfen und Einlaß begehren hörte. Marschall Rets, um den König noch mehr einzuschüchtern, stellte sich, als fürchte er

aus dem Munde der Königin das Schlimmste zu erfahren.

Katharina selbst sprach in höchster Aufregung, gleich als glaubte sie ihr und aller der Ihrigen Leben in Gefahr. Sie begann mit den Worten: „Mein Sohn, jetzt ist uns keine Wahl mehr gelassen. Oeffentlich nennt das Volk Dich einen Freund der Ketzer. In mehrern Straßen hat man den beiden Herzogen von Guise ein Lebehoch gebracht. Auf diese allein setzt das Volk noch sein Vertrauen.“ Der König schwieg. Von Schrecken betäubt wußte er nicht, was er anordnen, was er beschließen sollte. Die Königin fuhr, nachdem sie eine Zeit lang vergeblich die Antwort ihres Sohnes erwartet hatte, fort: „Hörtest Du denn nicht die Reden, welche die Hugenotten selbst hier im Schlosse an der königlichen Tafel auszustoßen wagten? Sie machen kein Hehl daraus, daß sie Dir kein Vertrauen schenken. Sie pochen auf ihre Macht und erklären unumwunden, sie würden sich selbst Recht schaffen. Hast Du nicht den Muth,“ fügte sie höhnisch hinzu, „den Thron von Frankreich zu vertheidigen, so werden es Andere thun. Du aber wirst verachtet und verlassen in der Welt umherirren, während ein muthigerer Mann die Zügel der Regierung ergreifen wird.“

Der König schwieg noch immer still, allein sein

stierer Blick, die Blässe seines Angesichtes und der krampfhaft zusammengebissene Mund ließen darauf schließen, daß sein Zorn groß und im Wachsen begriffen sei. Um ihn zum Aeußersten zu treiben, schloß Katharina ihre Rede mit den Worten: „Du bist ein Feigling! In Deinen Adern rollt kein königliches Blut."

Kaum hatte Karl IX. diese letzten Worte aus seiner Mutter Munde vernommen, so fuhr er mit allen Zeichen der höchsten Wuth auf und sagte, indem er seine Fäuste ballte und mit den Füßen stampfte: „So mögen die Rebellen untergehen! In Strömen soll ihr Blut fließen! Auch nicht Einer soll am Leben bleiben, um ihren Untergang der Welt zu verkünden!"

Das war die Stimmung, in welche Katharina ihren Sohn hatte versetzen wollen. Allein sie wußte wohl, daß Stimmungen dieser Art bei ihm selten von langer Dauer waren und daß sie unverweilt benutzt werden müßten, sollten anders die darauf gegründeten Hoffnungen in Erfüllung gehen. Sie hatte dafür gesorgt, daß alle diejenigen Leute, deren sie zur Ausführung ihres Mordplanes bedurfte, in der Nähe seien. Sie schickte den Marschall Rets ab, die Herzoge von Anjou, Guise und Nevers, den Siegelbewahrer Biragua und den Marschall Tavannes in das Cabinet

des Königs einzuführen. Die kurze Zeit während der Abwesenheit des Grafen Rets benutzte Katharina dazu, den König in seinem Grimme gegen die Hugenotten zu bestärken, indem sie ihm sagte, Ferrieres und Heloise Desfleurs spotteten seiner; sie glaubten sich sicher im Schutze der hugenottischen Partei. Die vorige Nacht hätten sie noch in Paris und zwar in der Antonsvorstadt zugebracht, Ferrieres habe den Degen wider den Herzog Franz von Guise gezogen und denselben, welcher mit dem Herzog von Anjou zusammen auf einem galanten Abenteuer gewesen sei, aus dem Hause getrieben. Nachher sei Ferrieres mit seiner Schönen verschwunden und schwerlich würden sie wieder zum Vorscheine kommen, falls nicht die Macht der Hugenotten gebrochen würde.

Als die vorhin genannten Fürsten und Grafen, von Marschall Gondy-Rets geführt, in das Cabinet Karl's IX. eingetreten waren, eröffnete ihnen Katharina im Namen des Königs, es sei beschlossen worden, die rebellischen Hugenotten mit einem Schlage zu vertilgen. Der König bestätigte die Worte seiner Mutter, indem er sämmtlichen anwesenden Befehlshabern unumschränkte Vollmacht ertheilte und sie aufforderte, ihn an den hugenottischen Schurken zu rächen. Er fügte hinzu, daß sie sich jedoch beeilen möchten, damit

vor dem Aufgang der Sonne des nächsten Tages die Sache beendigt sei. Sämmtliche von Katharina wohl ausgesuchte Befehlshaber versprachen ohne Widerrede, die Befehle des Königs zu vollziehen. Nur der Siegelbewahrer Biragua warf die Frage auf, „ob auch die beiden königlichen Prinzen, der Herzog Heinrich von Bourbon (nachmals Heinrich IV., König von Frankreich) und der Prinz von Condé, mit allen übrigen Hugenotten fallen sollten?“

Marschall Rets sprach sich dahin aus, „sie sollten zur katholischen Kirche zurückkehren und dann ihr Leben behalten.“

Der König bemerkte: „Das königliche Blut muß man ehren, auch wenn es in den Adern des Feindes rinnt.“ Höhnisch lächelnd fügte er hinzu: „Sie werden sich lieber bekehren, als sterben.“

Katharina versetzte: „Sind sie erst losgerissen von der Glaubenspartei, der sie jetzt angehören, so sind sie machtlos und werden der Verachtung nicht entgehen.“

Nachdem man sich über diese beiden Ausnahmen verständigt hatte, wurde der Beschluß gefaßt, den Anfang mit dem Admiral von Coligny zu machen und dann ununterbrochen in der Ausrottung der Hugenotten fortzufahren. Der König ließ den Vorsteher der

Kaufmannschaft, Präsidenten Charron, und dessen Vorgänger im Amte, Marcel, zu sich rufen und ertheilte ihnen den Befehl, alle Bürger zu bewaffnen und um Mitternacht auf das Stadthaus zu führen. Als ihnen Tavannes ferner mittheilte, der Zweck dieser außerordentlichen Bewaffnung bestehe darin, sämmtliche in Paris anwesende Hugenotten zu vertilgen, äußerte Marcel anfangs einige Bedenken, der Marschall Tavannes schüchterte ihn jedoch schnell ein, indem er ihn des Hochverraths beschuldigte und ihm bemerklich machte, er habe bereits sein Haupt verwirkt, indem er es gewagt, dem Könige in seiner Gegenwart den Gehorsam zu verweigern.

Auf solche Weise gedrängt, schlug Marcel schnell um und erwiederte: „Wenn die Sachen so stehen, so schwören wir, daß die Welt von unsern Thaten hören soll. Wir wollen die Hände im Blute baden, daß so lange die Sterne noch am Himmel stehen, die Menschen von uns sprechen sollen.“

Der König belobte darauf den Eifer der beiden Vorsteher der Bürgerschaft von Paris und theilte ihnen mit, die Glocke des Palastes werde das Zeichen zum Anfange geben, jeder Katholik solle sein Haus erleuchten, die Straßen sollten alle durch Ketten gesperrt und die freien Plätze von Wachen besetzt werden. Alle

Katholiken sollten am linken Arme eine weiße Binde und auf ihrem Hute ein weißes Kreuz tragen, damit sie von den Hugenotten unterschieden werden könnten. Der Herzog Franz von Guise hatte es übernommen, die schweizerischen und die neu eingerückten französischen Truppen für den Mordplan zu gewinnen. Er hielt an dieselben eine Rede, in welcher er ausführte, die Zeit sei gekommen, da mitten im Frieden ein Sieg errungen werden könne, wie er dem Könige im Kriege nie zu Theil geworden sei.

„Das Thier," so sagte er mit frechem Hohne, „ist in der Falle eingeschlossen, es kommt nur darauf an es todt zu schlagen. An Arm und Beinen ist der Feind gebunden. Bereitet Euch, ihn rasch zu tödten; was er besitzt, fällt Euch ohne Mühe und Arbeit zu."

Kaum waren diese Vorbereitungen getroffen, als der König wieder anfing, zu schwanken. Vor Einbruch der Nacht war Larochefoucault, ein hugenottischer Edelmann, noch bei ihm und wurde auf das Freundlichste von ihm entlassen. In der größten Unruhe lief der König darauf nach seiner Schmiede, um sich, was er oft zu thun pflegte, dort die Zeit zu vertreiben. Nachdem alle Befehle schon ertheilt waren, äußerte Karl IX.: „Er glaube, es wäre besser schnell Gegenbefehle zu erlassen."

Die Königin Katharina, das entmenschte Weib, entgegnete: „Gott selbst hat uns den Feind gefangen in die Hände geliefert, und wir sollten ihn seiner Haft entlassen?! Zudem ist es zu spät. Wir sind bereits zu weit gegangen.“

Der König beruhigte sich hierbei. Er schmiedete in seiner Werkstätte, während seine blutigen Befehle durch ganz Paris und Frankreich liefen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mitten durch die Mörderschaaren
Führt ihre Bahn.

Schon waren im königlichen Schlosse die verhängnißvollen Maßregeln angeordnet worden, bereits wurde ein Anfang mit deren Vollziehung gemacht, und noch wiegten sich die Führer der Hugenotten in Träumen des Friedens und guten Einverständnisses. Die eindringlichen Worte des Vicedom von Chartres, des hugenottischen Edelmanns Langoiran und Robert Düval's hatten keinen andern Erfolg gehabt, als die Gesundheit des würdigen Admirals anzugreifen und seinen Schwiegersohn Téligny zu ärgern. Es wäre Thorheit gewesen, wenn Ferrieres unter diesen Umständen einen erneuten Versuch gemacht hätte, seinen Ansichten bei Coligny Eingang zu verschaffen. Téligny gab übrigens dem Vicedom nicht undeutlich zu erkennen, daß er ihn mit seiner Braut und deren Schwester nicht länger als

bis zum Abende beherbergen könnte. Er billigte ausdrücklich den Plan Ferrieres', mit einbrechender Nacht die Stadt zu verlassen. Letzterer hielt daher fest an dem früher gefaßten Entschlusse. Sobald es anfing, zu dämmern, verließen der Vicedom von Chartres, Heloise und Leonore das Haus des Admirals von Coligny. Um diese Zeit waren die von dem Könige gegebenen Befehle noch nicht in allen Theilen der Stadt vollzogen worden. Doch bemerkte Ferrieres mit seinen beiden Schutzbefohlenen eine ungewöhnliche Bewegung auf den Straßen. Einzelne Häuser waren erleuchtet, andere nicht. Es fiel ihm insbesondere auf, daß in allen von Protestanten bewohnten Stadtvierteln, durch welche der Weg ihn führte, tiefes Dunkel herrschte, während in denjenigen Stadttheilen, welche nur von Katholischen bewohnt, die Häuser erleuchtet waren; wo dieses nicht der Fall war, beschäftigten sich deren Bewohner damit, Lampen, Lichter oder Fackeln herbeizuschaffen und anzuzünden. In der Nähe des Stadthauses angekommen, gewahrten die drei Flüchtlinge zahlreiche bewaffnete Bürger mit weißen Binden um den linken Arm und weißen Kreuzen auf den Hüten. Verschiedene Straßen waren mit Ketten gesperrt und von Wachen besetzt, welche Niemanden hindurchließen. Die Brücken, welche über die Seine führten und an

welchen Ferrieres mit seinen beiden Begleiterinnen rvobeiging, waren mit königlichen Soldaten besetzt. Je weiter sie kamen, desto schwerer wurde es ihnen ihren Weg zu verfolgen. Wiederholt mußten sie mit der größten Anstrengung laufen, um noch durch die Straßen hindurch zu kommen, welche gerade abgesperrt werden sollten. Hätte Ferrieres die Hauptstadt mit allen ihren kleinen Gassen und Winkeln nicht so genau gekannt, so wäre er mehr als einmal eingeschlossen worden. Als die drei Flüchtlinge nicht mehr fern von der Antonsvorstadt waren, wurde die Straße, in welcher sie sich befanden, zu gleicher Zeit auf beiden Seiten abgesperrt. Glücklicherweise kannte Ferrieres einen engen Durchgang, durch welchen er mit seinen Begleiterinnen in eine andere noch nicht abgesperrte Straße gelangte. Leonore glaubte in der Aufregung, in welcher sie sich befand, alle diese Anstalten hätten keinen andern Zweck, als das Entweichen ihrer Schwester und Johann's von Ferrieres unmöglich zu machen. Nach unsäglichen Mühen und mehr als zweistündigem Herumirren in den Straßen von Paris langten die Flüchtlinge endlich in dem kleinen Gasthofe an, woselbst Ferrieres' Diener mit den Pferden ihrer harrte. Dort befand sich auch Robert Düval mit der Mutter Mariens, welcher, nachdem er am Antonsthore wohl

eine Stunde lang vergeblich gewartet hatte, auf Langoiran's Bitte in den Gasthof gekommen war, um sich nach Ferrieres zu erkundigen. Düval theilte dem Vicedom mit, daß sie auf geradem Wege nicht mehr zum Antonsthore gelangen könnten, da verschiedene Straßen abgesperrt seien. Doch, fügte er hinzu, daß er einen Weg kenne, auf welchem sie sicher das Thor erreichen würden. Ferrieres hatte bemerkt, daß die Leute, welche eine weiße Binde um den linken Arm und ein weißes Kreuz an dem Hute trugen, von den Wachen überall frei hindurchgelassen wurden, er band daher sich und Allen, welche mit ihm waren, weiße Tücher um den Arm und steckte ihnen weiße Kreuze auf die Hüte. Mit diesen Zeichen versehen, kam die kleine Gesellschaft glücklich an das Antonsthor. Dort saß Langoiran bei dem wachthabenden Offiziere und zechte mit ihm, indem er die heiterste Laune annahm. Als er den Hufschlag der Pferde vernahm und von dem Fenster der Wachtstube aus Ferrieres und Robert Düval erkannte, wandte er sich zu seinem Zechkumpan und sagte ihm: „Nun ist es Zeit, daß wir uns trennen. Wir haben des Guten genug gethan.“ Der Offizier, welcher die Wirkung des Weines fühlte, machte keine Schwierigkeit. Er ließ das Thor öffnen, und Langoiran entschlüpfte mit seinen Freunden unverletzt durch dasselbe.

Ferrieres, Düval und die drei Frauen wurden für Langoiran's Familie und Dienerschaft gehalten.

Schweigend ritten die Flüchtlinge eine Zeit lang nebeneinander her, bis sie auf die Spitze eines Hügels gelangten, welcher einen freien Blick auf Paris gewährte. Hier hielten sie still, um ihre Verabredungen zu treffen. Ferrieres theilte Langoiran mit, was er auf dem Wege von der Wohnung des Admirals bis zum Antonsthore wahrgenommen hatte. Langoiran band sich sofort gleichfalls ein weißes Tuch um den linken Arm und machte sich mit Kreide ein weißes Kreuz auf seinen Hut. Er wußte zwar, gleich Ferrieres, nicht, was diese Zeichen bedeuteten, doch hielt er es für klug, dieselben anzunehmen. Der Reisegesellschaft fehlte ein Pferd, denn für Leonore war keines herbeigeschafft worden. Der Diener Ferrieres' hatte bisher zu Fuße neben den Pferden herlaufen müssen. Es wurde allgemein erkannt, daß man auf diese Weise nicht rasch genug vorwärts komme. Langoiran, welcher ein sehr großes und starkes Pferd ritt, erbot sich Leonoren hinter sich auf die Kruppe des Pferdes zu nehmen. Der Vorschlag wurde angenommen; Leonore trat ihr Roß dem Diener Ferrieres' ab und nahm den ihr angebotenen Platz ein. Die kleine Karavane bestand aus drei, allerdings sehr ungleichen

Paaren. Ferrieres und Heloise waren liebende Brautleute; Düval und die Mutter seiner Geliebten wurden zusammengehalten durch die Erinnerung an ein von Beiden innig geliebtes Wesen; Langoiran und Leonore hatten sich zum erstenmal in jener Nacht gesehen. Durch die Macht der Verhältnisse wurden sie auf ein Pferd zusammengebracht. Die drei Paare begleiteten drei berittene Diener. Einer der Diener ward angewiesen, voran zu reiten und den Zug zu führen. Auf diesen folgte Ferrieres mit Heloisen, Langoiran mit Leonoren und Düval mit der alten Mutter. Den Schluß machten die zwei andern Diener. In dieser Ordnung sollte die Reise nach Larochelles fortgesetzt werden. Bevor sie sich in Bewegung setzten, blickten die Flüchtlinge noch einmal nach der Hauptstadt hin. Der Gegensatz zwischen dichter Finsterniß und hellem Lichte, welcher sich dort zeigte, fiel Allen auf. Nicht lange hatten sie hinabgeschaut, als sie Glockentöne vernahmen. Zuerst waren es nur einige wenige Glocken, welche stürmten, bald nahmen aber sämmtliche Glocken der Stadt an dem Geläute Theil. Schüsse ertönten, Züge von Fackeln bewegten sich hin und her. Während die Flüchtigen noch sich verwunderten und hinstarrten nach diesen Erscheinungen, kamen mehrere Reiter die Straße von Paris hergesprengt. Sie betrachteten anfänglich mit

mißtrauischen Blicken die Gesellschaft; bald aber rief ihr Führer aus: „Sie haben das Zeichen am Arme und auf dem Hute. Es sind Freunde. Vorwärts, Marsch.“ Zugleich eilten die Bewaffneten in vollem Galoppe davon. In derselben Richtung ritten nunmehr auch unsere Freunde fort. Trübe Ahnungen wogten in ihrem Innern auf und nieder. Sie waren gewiß, daß in Paris Gräuelthaten gegen die Hugenotten verübt würden. Von der Ausdehnung aber, welche dem Mordplane der schändlichen Königin und ihrer Freunde gegeben werden sollte, hatten sie keine Ahnung. Wohl kannten sie Alle die Verworfenheit der Königin Katharina und ihres Sohnes Karl's IX. nur allzuwohl, allein bessere Naturen sträuben sich dagegen, das Grauenhafteste einem Menschen zuzutrauen, bevor er es wirklich geübt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Herrschsucht in den kalten Herzen,
Ohne Mitgefühl für Schmerzen,
Voll von Trug und Grausamkeit,
Heuchelei und Lüsternheit — —
War ihr Leben bitterer Hohn
Gegen jede Religion.

Als Ferrieres sich vom Admiral von Coligny und dessen Schwiegersohn Téligny verabschiedete, wollten diese beiden Männer nicht glauben, daß ihnen irgend eine Gefahr drohe. Wenige Stunden darauf konnten sie sich jedoch nicht mehr verhehlen, daß die katholische Partei etwas wider sie im Schilde führe. Bis zum letzten Augenblicke maß der edle Coligny alle Schuld nur den Herzogen von Guise und deren Anhange, nicht aber dem Könige Karl IX. und dessen verworfener Mutter bei. Von den Fenstern der Wohnung des Admirals hörte man deutlich das Schreiten der in gedrängten Reihen vorüberziehenden Soldaten. Das Pferdegetrappel, welches man vernahm, deutete theils

auf die Bewegungen ganzer Reitergeschwader, theils auf Courriere und Adjutanten, welche eilige Befehle nach allen Richtungen hin trugen. Die Schützen des Königs hielten noch immer Wache vor dem Hause des Admirals. Auf diese verließ sich der vertrauensvolle Greis. „Wenn das Volk die Schützen vor unserm Hause sieht,“ so sagte der Admiral wiederholt zu seiner Umgebung, „wird es sich schon wieder zurückziehen.“ Doch nicht das Volk von Paris war es, welches den Mordplan gegen die Hugenotten ersonnen hatte, der Plan war im Königsschlosse ausgedacht worden. Das Volk wurde nur zum Werkzeuge der Leidenschaften und der Berechnungen seiner Beherrscher benutzt. Die Schützen, welche der König dem Admirale zu seiner Bedeckung geschickt hatte, sie waren es, welche seinen Mördern die Thüren öffneten.

Coligny unterhielt sich in der Bartholomäusnacht mit seinem Prediger Merlin, seinem Schwiegersohne Téligny und einigen andern Freunden und Bekannten. Er ging nicht zu Bette, weil er voraussah, daß außerordentliche Vorfälle zu erwarten seien. Nicht die Glocke des Palastes, wie anfangs bestimmt worden war, sondern diejenige der benachbarten Abtei St. Germain l'Auxerrois gab das Zeichen zum Morde. Noch immer beschwichtigte Coligny die Besorgnisse, welche jetzt auch

unter seiner nächsten Umgebung aufzutauchen begannen, durch die Berufung auf die Freundschaft Englands und der deutschen Fürsten, auf die Zusage Oraniens und auf den Ehebund zwischen dem Könige von Navarra und Karl's IX. Schwester. Diese Betrachtungen wurden unterbrochen durch heftige Schläge, welche gegen die Hausthür geführt wurden. Labonne, einer der Diener Coligny's, entfernte sich, um zu sehen, was das Klopfen zu bedeuten habe. Gleich darauf fielen zwei Schüsse hintereinander im Hause selbst. Die Freunde des Admirals erkannten endlich, daß sie verrathen seien. Sie verrammelten, so gut es geschehen konnte, die Zugänge zu den vom Admiral bewohnten Zimmern und vertheidigten diesen mit höchster Tapferkeit. Viele verloren dabei ihr Leben. Doch wurde jeder Widerstand durch die Uebermacht niedergeworfen. Der Herzog Franz von Guise führte selbst die Mörderschaaren vor das Haus des Admirals.

Als der Lärm im Hause immer größer wurde und die Gefahr näher rückte, ermahnte Coligny seine Umgebung, auf ihre Rettung bedacht zu sein, wenigstens sich zu retten, da sie sein Leben nicht mehr retten könnten. Behm, Sarlebour und Attin, drei nichtswürdige Bursche, drangen zuerst in das Zimmer des Admirals ein, in welchem sich dieser zu jener Zeit allein befand.

Nur sein Kammerdiener Nikolaus Muß war darin versteckt. Coligny lag auf seinen Knieen im Gebete und blickte nicht auf, als die Mörder vor ihn hintraten. Behm redete ihn mit den Worten an: „Bist Du der Admiral?“ Coligny erhob sein Haupt gegen seine Mörder. Seine würdevolle Haltung schüchterte sie ein. Auf die Frage Behm's erwiederte er: „Ja, ich bin's. Du, junger Mensch, solltest meine grauen Haare ehren. Du magst aber thun, was Du willst. Nur um wenige Tage kannst Du mein Leben verkürzen.“ Nachdem Coligny diese Worte gesprochen, sammelte er sich wieder zum Gebete. Noch immer standen die Mörder regungslos an seiner Seite. Endlich gab Behm seinen beiden Spießgesellen das Zeichen, auf den Admiral einzuhauen, doch diese gaben demselben keine Folge. Behm trat jetzt vor und führte einen unsichern Streich mit seinem Schwerte gegen den betenden Greis. Ermuthigt durch dieses Beispiel fielen jetzt die beiden andern Mörder gleichfalls über ihn her. Sie verwundeten ihn, ohne ihn jedoch zu tödten. Der mit dem Herzog von Guise getroffenen Abrede zufolge, ging darauf Behm zum Fenster und rief hinaus: „Es ist vollbracht.“ Guise wollte es nicht glauben und gab den Befehl, die Leiche des Admirals zum Fenster hinauszuwerfen. Noch immer lebte Coligny. Von schweren

Wunden bedeckt, bluttriefend, doch noch immer athmend, ward der Greis von den Mördern zum Fenster hinabgeworfen. Nach mehrstündigen Leiden und Beschimpfungen aller Art gab er endlich seinen Geist auf. Die Furcht, welche die Führer der katholischen Partei vor diesem eben so muthigen als ausdauernden Freiheitskämpfer hegten, war so groß, daß sie es nicht wagten, ihr Morden im Großen zu beginnen, bevor sie durch seinen Tod sich des Erfolges glaubten versichert zu haben. Nachdem der Admiral ermordet war, begann das Morden gegen alle in Paris und in ganz Frankreich befindlichen Hugenotten.

Ich will hier den düstern Schleier nicht heben, welcher jene verabscheuungswürdigen Mordscenen bedeckt. Die Folgen der Bartholomäusnacht sind aber in Frankreich bis auf diesen Tag noch fühlbar. Durch die Ausrottung der edelsten und freiheitsmuthigsten Männer Frankreichs wurde der natürliche Entwickelungsgang der französischen Nation gewaltsam gehemmt. Die Wirksamkeit derjenigen Kräfte, welche zu gleicher Zeit Milde und Stärke besaßen, wurde, wie in den weitern Kreisen des Staatslebens, so auch in den engern des Familienlebens um ein Bedeutendes geschwächt. Viele der trefflichsten Familien wurden gänzlich ausgerottet, andere verloren ihre Häupter, fielen in die Hände

schlechter Menschen, beutegieriger Vormünder und verfolgungssüchtiger Priester, und gingen so, wenn auch langsamer, doch allmälig unter. Auf der andern Seite gewannen die verruchtesten Menschen Frankreichs an Einfluß und Vermögen. Sie pflanzten ihre verderblichen Leidenschaften in ihren Familien fort und impften sie dem Staatsleben und dem Kirchenwesen ihres Landes ein. Die Mordscenen der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts können mit Recht als eine Folge der Mordscenen der pariser Bluthochzeit des sechzehnten Jahrhunderts betrachtet werden. Die Bartholomäusnacht drückte der Geschichte des französischen Volkes einen blutigen Stempel auf, dessen Spuren sichtbar bleiben werden, so lange diejenige Kirche und diejenige Regierungsform, welche die Bluthochzeit hervorriefen, Vertreter in Frankreich besitzen.

Schluß.

Unter mannichfaltigen Gefahren gelangten unsere Flüchtlinge nach Larochelles. Diese Gefahren verbanden alle Diejenigen, welche sie theilten, auf das Innigste. Leonore, welche auf demselben Pferde wie Langoiran die Reise gemacht, flößte ihrem Begleiter die zartesten Gefühle ein.

Am gleichen Tage verbanden sich Ferrieres und Langoiran mit den beiden Schwestern, Heloise und Leonore Desfleurs, am Altare jedoch erst nach vielen Monaten. Denn die tiefe Trauer, welche sie mit allen Bessern des Landes über die Schrecknisse der Bartholomäusnacht empfanden, ließ es nicht zu, daß sie früher ein Freudenfest begingen. Robert Duval blieb seiner ermordeten Geliebten treu bis zum Tode und ehrte deren Mutter gleich der seinigen. Frau Desfleurs verehelichte sich von neuem, diesesmal mit einem katho-

lischen Edelmann, welcher sie sehr hart behandelte und ihr die Treue nicht bewahrte.

Eine Blume ward gebrochen
Und ein schöner Zweig geknickt,
Mancher Edle ward erstochen,
Manche Regung ward erstickt.
Doch im großen Blumengarten
Der unendlichen Natur
Wachsen Pflanzen aller Arten
In dem Wald und auf der Flur.
Mannichfaltig wie die Träume,
Die der Schlaf dem Menschen bringt,
Sind des Lebens frische Keime;
Jeder Keim — er strebt und ringt.
In den abgeschnitt'nen Zweigen
Wirket fort des Baumes Kraft,
In dem Stumpf gefällter Eichen
Quillt noch immer Lebenssaft.
Freier, als der Pflanze Ranke,
Treibt und sproßt des Menschen Geist,
Ewig ist der Hochgedanke,
Der im Leben hat gekreist.
In dem buntesten Gewühle
Zügelloser Leidenschaft,
In der Gährung der Gefühle
Ist's der Geist, der Ordnung schafft.
Dieser Geist ward nicht getödtet
In der blut'gen Hochzeitsnacht,
Jede neue Sonne röthet
Einen Himmel reich an Pracht.